Bücherbesprechungen = Comptes-rendus de livres

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires**

Band (Jahr): **61 (1965)**

Heft 1-2

PDF erstellt am: **23.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Vierter internationaler volkskundlicher Preis «Giuseppe Pitrè»

Die «Azienda Autonoma di Turismo di Palermo e Monreale» schreibt den vierten internationalen volkskundlichen Preis «G. Pitrè» aus für ein Buch, das zum Studium und zur Geschichte der Volkskunde jedes beliebigen Landes der Welt beiträgt. Der Preis beträgt Lire 1 000 000.

Um das Gedächtnis an den verstorbenen Giuseppe Cocchiara zu ehren, schreibt die «Azienda Autonoma di Turismo» ausserdem den «1. Preis Giuseppe Cocchiara» aus, der für ein Buch, das einen Beitrag zur Geschichte der sizilianischen Volkskunde gibt, bestimmt ist. Dieser Preis beträgt Lire 500 000. Der Wettbewerb steht allen Wissenschaftlern mit oder ohne akademischen Titel und ohne irgendwelche Einschränkung bezüglich der Nationalität offen. Zum Wettbewerb sind die ab 1. Januar 1963 erschienenen Veröffentlichungen zugelassen; das Datum des Druckes der in Betracht kommenden Veröffentlichung ist für die Annahme massgebend. Die am Wettbewerb beteiligten Bücher dürfen nicht später als am 31. August 1965 bei der «Azienda Autonoma di Turismo di Palermo e Monreale», Sezione Premio Pitrè, Villa Igea, Palermo, eingehen, und zwar in 5 Exemplaren zusammen mit einer Teilnahmeerklärung des am Wettbewerb beteiligten Verfassers sowie dessen Anschrift und Geburtsort. Die eingesandten Bücher werden nicht zurückgesandt; sie müssen mit dem Vor- und Nachnamen des Verfassers versehen sein.

Auf Grund der Prüfungsergebnisse der am Wettbewerb beteiligten Werke bleibt der Prüfungskommission das Recht vorbehalten, den 1. Preis einem Wissenschaftler von internationalem Ruf zuzusprechen, auch wenn dieser selbst sich am Wettbewerb nicht beteiligt hat. Die Namen der Mitglieder der Prüfungskommission werden bis zum 15. September 1965 bekanntgegeben. Die Preisverteilung findet im Oktober 1965 in Palermo statt.

Bücherbesprechungen – Comptes-rendus de livres

Zeitschriften

Beiträge zur deutschen Volks- und Altertumskunde. Hrsg. von Walter Hävernick und Herbert Freudenthal. Hamburg, Museum für Hamburgische Geschichte. Bd. 8, 1964. 152 S., 12 Abb.

Man nimmt jeden neuen Band der «Beiträge» mit einer gewissen Spannung zur Hand, weil man beinahe sicher sein kann, den einen oder anderen Artikel darin zu finden, der ein bisschen an den Tragsäulen unseres Faches zu rütteln versucht, um zu sehen, ob sie auch wirklich bis in unsere Zeit hinein noch tragfähig genug sind; damit wird man zum mindesten zur Besinnung aufgefordert, wenn nicht gar zur Diskussion herausgefordert. Mehr im Sinne einer ruhigen Besinnung empfinde ich den einleitenden Aufsatz von *Herbert Freudenthal:* «Nomen est omen. Über die namentlichen Bezeichnungen für eine Wissenschaft vom Volke». Er geht darin der Geschichte und den Bedeutungsschattierungen der Namen für unser Fach nach, vor allem den beiden Begriffen «Volkskunde» und «Folklore», aber auch allen weiteren Versuchen im deutschsprachigen Gebiet und darüber hinaus. Wenn er an einer Stelle das zweisprachige Belgien heranzieht, hätte er auch auf die Schweiz zurückgreifen können: die «Gesellschaft für Volkskunde» heisst bei uns in französischer Sprache «Société des traditions populaires» (in Frankreich entspricht diesem Terminus «Société des arts et traditions populaires»); diese Société des traditions populaires gibt ein Bulletin «Folklore suisse» heraus, das wiederum dem Korrespondenzblatt «Schweizer Volkskunde» entspricht: also vielleicht mehr praktische Erwägungen als logisches Durchdenken (aber wir haben ja auch auf dem Titelblatt des «Archivs» das Sinnbild des Wirbelrads; das spricht wohl für sich!). Nach sorgfältigem Abwägen kommt Freudenthal zum Ergebnis: «Wir könnten unser Fach in der deutschen Sprache kaum treffender benennen als mit 'Volkskunde'». – *Karl Veit Riedels* Beitrag heisst: «Der Film – ein Gegenstand der Volkskunde». Er drängt darauf, dass die Volkskunde am Film nicht vorbeigehen dürfe, denn er ist ein kulturelles Gemeingut; die filmische Gestaltungsweise sowohl als die Filminhalte sind volkstümlich. Riedel belegt seine Ausführungen mit guten Beispielen. –

Einem Band der «Beiträge» ohne die «Volkskundlichen Streiflichter auf das Zeitgeschehen», die *Freudenthal* aufblitzen lässt, würde ein bezeichnendes Element fehlen. Beleuchtet werden diesmal drei Begriffe; zunächst die «Volks-Wirtschaft». Es ist ein vorläufiger Aufriss und ein erster Versuch, die Volks-Wirtschaft einer volkskundlichen Sicht zu unterziehen und die verschiedenen Verhaltensweisen zu erforschen und damit eigentlich auch ein neues Arbeitsgebiet zu eröffnen. Dann das «Poesiealbum»; der etwas anrüchig-kitschige Gegenstand soll aus dem literarischen ins volkskundliche Blickfeld gerückt werden. Im Gegensatz zum Stammbuch ist das Poesiealbum für Jugendliche typisch; es findet sich eine ganz bestimmte Gebrauchslyrik in diesen Alben. Und endlich das «Volkslied». Die Berner Tagung «Volkskunde und Rundfunk» gibt Freudenthal Anlass zu einigen prinzipiellen Bemerkungen über Volkslied und Volksmusik in unserer Zeit. Wenn er sagt: Schweizer Jodel und Ländlermusik sind noch heute weit verbreitet; sie werden von Organisationen getragen, die sie in *teilweise* zur Uniform gewordenen Tracht anderen vorführen, dann muss man dazu vielleicht bemerken, dass die welschen Sender diese Art Musik (wenigstens meines Wissens) nicht bringen, und: sie werden von Organisationen getragen, die sie in *meistens* zur Uniform gewordenen Tracht anderen vorführen. – Einer der sehr guten Vorträge an der erwähnten Berner Tagung war derjenige von *Hermann Josef Dahmen* «Volksmusik und Unterhaltungsmusik und ihre Darstellung im Rundfunk». Dahmen geht mit erfrischender, wohltuender Eindeutigkeit gegen Auswüchse in der Verwendung von Volkslied und Volksmusik und auch von Unterhaltungsmusik vor; er bemüht sich um ganz klare Begriffsabgrenzungen. – Eine verdienstliche, gut wiedergegebene Darstellung über «Alte volkssportliche Wettkämpfe und die Anfänge der Vereinsturnerei auf der Insel Fehmarn» stammt von *Peter Wiepert*. Es handelt sich um eine Aufzählung der Geschicklichkeitsspiele und Mutproben der jungen Burschen, wie sie ja auch andernorts bekannt sind. – Die Abhandlung, die *Hans Wiswe* beisteuert, heisst: «Die Branntweinkaltschale. Studien um ein Speisebrauchtum». Aus den zahlreichen Literaturangaben will der Verfasser einen Überblick gewinnen über Alter und Bedeutung der Branntweinkaltschale und ähnlicher Speisen. Das Thema ist – allerdings nicht mit einer derartigen Fülle von Belegen – schon einmal dargestellt worden, und zwar von Heinrich Fincke: 'Kaltschale' usw., in: Süsswaren (1962); Wiswe nimmt darauf keinen Bezug. – Das kurze Referat, das *Walter Hävernick* an der Tagung in Santo Tirso hielt, ist unter den «Kleinen Beiträgen» abgedruckt; sein Thema, das wieder zu Freudenthals Aufsatz zurückführt, lautet: «Das fehlende Glied zwischen der Welt der 'Folklore' und der realen Welt von heute». Wildhaber

Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde. Jahrgang 13/14 (1963; erschienen 1964). 300 S. Bonn, Ferd. Dümmler Verlag.

Der schöne neue Band des von *Karl Meisen* herausgegebenen Rheinischen Jahrbuches enthält zehn Aufsätze; zu einem guten Teil befassen sie sich – der Tradition des Jahrbuches und der Forschungsrichtung des Herausgebers gemäss – mit Themen aus dem Kreis der volkstümlichen Religion. Bereits die beiden ersten Arbeiten, deren Verfasser der verdienstvolle, verstorbene Prälat *Georg Schreiber* ist, gehören zu dieser Gruppe. Allerdings kommt bei ihnen eines der Lieblingsthemen von Schreiber: der Wein – das andere wäre der Bergbau – dazu. Die Abhandlungen heissen: «Der Wein und das mittelalterliche Hospital. Volkskundlich bedeutsame Zuwendungen, Pfründen, Sutten» und «Das französische Spital und der Wein. Zur Volkskunde und Wirtschaftsgeschichte des Mittelalters». In den Hospitälern wurde Wein als Heilmittel und zur Kräftigung getrunken; der Bedarf war also ziemlich gross, und deshalb standen diese Hospitäler in Verbindung mit Weinkultur, oder sie waren zumindest Inhaber von Weinzehnten. Interessant ist der Hinweis, dass die Benediktiner im 14. Jahrhundert mit einer Spezialisierung der Hospitalinstitution begannen; Einsiedeln gründete 1353 ein Hospiz ausschliesslich für Pilger. Für das französische Gebiet schildert Schreiber hauptsächlich die Verhältnisse in Beauvais. Es gab in Frankreich auch besondere Weinstiftungen für Todkranke und Leprakranke. – *Christian Helfer* bringt einen schönen Beitrag zur rechtlichen Volkskunde mit seinen «Positionsmerkmalen des Galgenplatzes am unteren Mittelrhein». Er geht den Regelmässigkeiten

bei der Anlage und Einrichtung von Galgenplätzen nach, die zum Teil auf hohes Alter schliessen lassen. Ausgesprochene Lageplätze sind Bergeshöhe, freies Feld in auffälliger, räumlicher Isolierung, der Norden des Gerichtsbezirkes, Wassernähe, Grenznähe, Kreuzweg, Dingplatz, Marktplatz, Ödland, Nähe des Siechenhauses. – Ausserordentlich anregend sind die beiden Aufsätze von *Willy Krogmann*. Der erste geht den «Wurzeln des Weihnachtsbaumes» nach. In einer Reihe von Punkten stimmt Krogmann mit Otto Lauffer überein. Hingegen trennt er den Weihnachtsbaum vom Neujahrsgrün. Der Weihnachtsbaum wird – im Zusammenhang mit der Verschiebung des Jahresanfangs auf Weihnachten – zu einem Ableger des Neujahrsgrüns. Damit gibt es nun sofort auch ältere Zeugnisse für den «Weihnachtsbaum», die bis ins frühe Mittelalter zurückreichen. Die Deutung von Neujahrszweig und Weihnachtsbaum sieht Krogmann nicht im Abwehrzauber, sondern als Symbole für lebenschützende Kräfte. Besonders interessant für uns ist sein zweiter Beitrag: «Ostfriesland in der Schweizer Sage». Seine Argumentierung lautet kurz etwa so: Die Sage von der Herkunft der Oberhasler aus Ostfriesland wurzelt nicht im Volksglauben des Berner Oberlandes sondern in friesischen Spekulationen. Erst seitdem die Herkunftssage der Oberhasler mit dem Wilden Heer verbunden worden ist, gibt es in der Schweiz wirklich eine Volkssage, in der Ostfriesland den Hintergrund bildet. Die Frage, wie es zu dieser Verschmelzung gekommen ist, ist noch unbeantwortet. Am wahrscheinlichsten scheint Krogmann die falsch verstandene Umwandlung des Wortes «Riesen» in «Friesen» (wozu wir allerdings ein kräftiges Fragezeichen setzen möchten). – Es ist immer ein Genuss, die Abhandlungen von *Nikolaus Kyll* zu dem ihm so vertrauten Gebiet der Volksreligion zu lesen. Diesmal beschreibt er «Die Hagelfeier im alten Erzbistum Trier und seinen Randgebieten» in all ihren verschiedenen kirchlichen und halbkirchlichen Aspekten; eine Verbreitungskarte ist beigegeben. – *Fritz Hofmann* kann in seinem Aufsatz «Das Evermarus-Patrozinium in Borth am Niederrhein, Kreis Mörs» nachweisen, dass der Borthische Evermarus ursprünglich ein Heiliger aus der Thebäischen Legion war; er wurde erst später durch den bekannteren hl. Evermarus aus Rutten verdrängt. – In seiner grossen Abhandlung «St. Michael in der volkstümlichen Verehrung des Abendlandes» nimmt *Karl Meisen* zunächst Stellung gegen die alten Theorien, wonach Michael an die Stelle eines vorchristlichen, heidnischen Gottes getreten sei. Michael nimmt als «himmlischer» Heiliger eine Sonderstellung ein, da es von ihm natürlich keine Vita und keinen Geburtstag geben kann. Meisen weist mit einer Fülle von Material nach, dass die Formen der Verehrung bei allen Völkern des Abendlandes mehr oder weniger gleich sind. Sein Aufsatz endet mit einem Exkurs über die Entstehung der Bezeichnung «Deutscher Michel». – Zur Arbeit von *William I. Schreiber* über «Die 'Old Order Amish'-Mennoniten in Nordamerika. Ihre Sprache und Gebräuche» müssen wir einige Bemerkungen anbringen; wir sind hier vielleicht etwas pedantischer als ein Nordamerikaner im Hinblick auf Europa. Zudem geht das Amish-Problem auch uns in der Schweiz etwas an; gerade weil es unter ihnen eine beträchtliche Anzahl Schweizer gibt, können wir Schreibers Fassung, sie seien «... Amerikaner deutscher Abstammung...» so nicht hinnehmen. Das Emmental und das Entlebuch, aus denen unsere Amish-Leute kamen, sind keineswegs die «entlegensten Gegenden der Schweiz», wie es Schreiber zu wissen meint (S. 256). Ebensowenig können wir einig gehen mit Schreibers Behauptung: «Für den Volkskundler sind die Amish dagegen ein deutscher Bauernschlag, der sich in Amerika in einer Art Hinterwäldlerexistenz frei und ungehindert erhalten konnte...» (S. 260). Keiner meiner amerikanischen Volkskundefreunde würde einer derartig flüchtigen Aussage zustimmen. Recht wenig Trachtenkenntnis verrät der folgende Satz: «Die Hose... hat vorne noch den süddeutschen Latz» (S. 261). Der Name «Zook» könnte mit dem Schweizernamen «Zogg» zusammenhängen (S. 264). Fensterlen heisst nicht nur bei den Amish «bundling», wie der Verfasser sagt (S. 268), sondern es ist ein allgemeiner (heute veralteter) Ausdruck (cf. Mathews, A dictionary of Americanisms on historical principles). Ebenso ungenau ist es, wenn Schreiber angibt: «ihre Muttersprache, die sie 'Pennsylfanisch Deitsch' nennen...» (S. 269). Pennsylvania Deutsch wird nicht nur von den Amish gesprochen. (Bei der jungen Generation gibt es bereits manche, die es nicht mehr oder nur mangelhaft sprechen;

dies gilt vor allem für die New Order oder Beachy Amish). Wenn man schon über dieses interessante Kapitel schreibt, hätten wir gerne eine genauere Berichterstattung gehabt; so möchte ich den Leser, der sich über die Amish gründlich orientieren will, dringend bitten, er solle auch die von mir in dieser Zeitschrift (Jahrgang 1964, S. 180f.) angeführten amerikanischen Bücher studieren. – Der letzte Beitrag stammt von *August C. Mahr*; er hat den Titel «Neu- und altweltliche Kulturenmischung bei den Delawaren im 18. Jahrhundert». Wildhaber

Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde. Im Auftrag der Kommission für Ostdeutsche Volkskunde in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde hrsg. von *Alfons Perlick* unter ständiger Mitarbeit von *Friedrich Heinz Schmidt-Ebhausen*. Marburg, N. G. Elwert Verlag. Bd. 8, 1964. 290 S.

Im neuen Band sind zwei Aufsätze volkskundlich wertvoll; sie sind ausserordentlich interessant und anregend geschrieben. Der erste Beitrag stammt von *Sigrid Zerlik;* sie berichtet über «Die Neugemeinde Traunreut im Chiemgau in volkskundlicher Sicht. Versuch einer Bestandsaufnahme» (S. 3–36). In der Einleitung hiezu betont F. H. Schmidt-Ebhausen, dass es sich um ausgesprochene Gegenwartsvolkskunde handle, um die Fragestellung, «ob und in welcher Weise sich auch in aus 'wilder Wurzel' in der Neuzeit entstandenen Gemeinden (amtlich 1950 als Gemeinde gegründet) mit einer Bewohnerschaft unterschiedlichster Herkunft und sozialer Schichtung Ausdrucks- und Erscheinungsformen eines 'volkstümlichen Lebens und Denkens' entwickeln können». Die Traunreuter haben – vorläufig – noch keinerlei Bedürfnis zu engeren Kontakten mit ihren bayrischen Nachbargemeinden. Sie haben gewisse eigene «Brauchtumsformen» herausgebildet, deren Träger – wie auch andernorts – die Vereine sind. So gibt es Feiern, welche gemeinschaftlich von der «Arbeitsgemeinschaft der Landsmannschaften» durchgeführt werden: Maibaum-Aufstellen, Sonnwendfeuer, Feier des «Tages der Heimat». Daneben finden sich aber auch Brauchformen, welche auf einzelne Landsmannschaften beschränkt bleiben: sudetendeutscher Faschingsball, schlesisches Sommeransingen. Höchst aufschlussreich ist auch die verschiedene Einstellung der evangelischen und katholischen Pfarrherren den Bräuchen und ihrer wünschbaren oder abzulehnenden Pflege gegenüber. Die Verfasserin hat ihren Aufsatz mit einer Menge von gut beobachteten Einzelheiten bereichert. – Einen bedeutsamen Beitrag zum Thema «Krippentheater und bewegliche Krippen im Sudetenraum» (S. 171–253) gibt *Alfred Karasek-Langer*. Er will mit seiner Untersuchung eine der vorhandenen «grösseren Lücken im mitteleuropäischen Geltungsbereich der Überlieferung » schliessen. Es ist gerade verblüffend, wie das bis anhin als «krippenarm» geltende Sudetenland auf einmal angefüllt wird mit einer Vielfalt von Krippentheatern und mechanisch bewegten Krippen, die sich alle aus einem sorgfältigen Studium von kleinen Nachrichten und Mitteilungen haben erschliessen lassen. Besonders dankbar dürfen wir dem Verfasser auch für sein Bemühen um eine klare Definition der verschiedenen «Krippenspielformen» sein. Er weist darauf hin, wie die herkömmliche Literatur hierin einfach zu wenig genau scheide, indem darunter sowohl durch Menschen aufgeführte Volksschauspiele verstanden würden als auch die «Darstellung des Geschehens um die Christgeburt mit Hilfe der Szenerie einer Weihnachtskrippe und beweglich gemachter Figuren» (hiefür verwendet er die Bezeichnung «Krippentheater»); hiezu kommen dann noch die «mechanisch bewegten Krippen». Für die beiden letzteren Erscheinungen trägt er nun aus dem Sudetenraum alles – im Moment – erreichbare Material zusammen; er führt es nach Städten und Räumen geordnet vor; hervor treten vor allem Prag, Eger, Karlsbad, das Erzgebirge, Reichenberg, Olmütz, Troppau, Brünn und der Böhmerwald. Schön und instruktiv sind die Ausführungen über die Ursprünge und die Hersteller dieser Krippen, über die auf ihnen dargestellten Szenen und über die Ausführungen der Unterschiede zwischen Weihnachtspyramide und beweglicher Krippe. Wichtig erscheint mir auch der Anhang, welcher die Bedeutung der fahrenden Leute für die Herstellung und Kenntnis der mechanischen Krippen sorgsam hervorhebt. Anzumerken sind die zwei klar gezeichneten Verbreitungskarten über die «beweglichen Krippen» und die «Schaukrippen und

fahrendes Volk». Wenn in der Einleitung auf den «Christmas Putz» der Mährischen Brüder in Pennsylvanien hingewiesen wird, könnte hiezu als Ergänzung herangezogen werden: Alfred L. Shoemaker, Christmas in Pennsylvania (Kutztown, Pa., 1959) 104–111: "Of Pyramids and Putzes" (ebenfalls von den Mährischen Brüdern handelnd). – Von den beiden anderen grösseren Abhandlungen ist diejenige von *Johann Weidlein* prinzipiell wichtig wegen der Art der Verwertung von Flurnamen zur Herausbildung einer Flurgeschichte: «Flurnamen und Flurgeschichte deutscher Dörferin der Schwäbischen Türkei» (S. 37–127). – *Barbara Pischel* handelt über «Berlin und der deutsche Osten im Spiegel seiner Strassennamen» (S. 128–170). – An kleineren Beiträgen seien erwähnt: *Eugen Bonomi* «Mein Weg als Volkskundler», mit Bibliographie (S. 273–290) und der Bericht von *Josef Lansky* und *Wolfgang Suppan* über «Ein halbes Jahrhundert ostdeutscher Volksliedforschung» (S. 257–266; wenn hier der «Basler Germanist John Meier» erwähnt ist, scheint mir das doch ein etwas gewagtes Spiel mit der deutschen Sprache zu sein; es müsste doch richtiger heissen «der damals in Basel tätige J.M.»). Wildhaber

Jahrbuch des Österreichischen Volksliedwerkes, geleitet von *Karl M. Klier*, *Leopold Nowak* und *Leopold Schmidt*. Band XII, Wien 1963. 142 S. und 6 Tafeln.

Der reichhaltige Band bringt neben einer Bibliographie, Rezensionen und Würdigungen (u.a. für den Mitredaktor Klier) acht Aufsätze, von denen wir die folgenden erwähnen möchten: *Leopold Schmidt* führt mit einem Tafelbild, das er für sein Museum in Wien erworben hat, den Nachweis, dass es an Wallfahrtsorten seit dem 17. Jahrhundert einen «geistlichen Bänkelsang» gegeben hat, dessen Gegenstand Legenden waren. Damit ist der Volksliedforschung der Weg zu einem neuen Forschungsgebiet erschlossen. Man darf zu diesem Thema wohl auch eine Angabe von H. Günter (Die christliche Legende, Heidelberg 1910, 190) heranziehen: «St. Aybert hörte als Knabe (zweite Hälfte des 11. Jh.) einen Mimen das Leben des hl. Theobald vortragen (cantando referentem).» – Reizvoll sind die Untersuchungen von *Walter Deutsch* über das «Wienerlied» seit 1945: Während das populäre Lied vor dem letzten Krieg noch wie im 19. Jahrhundert von der Kunstmusik her Impulse empfing, ist nun diese Quelle völlig versiegt, weil die «moderne» Musik ohne Echo bleibt. – *Franz Schunko* berichtet über das Karfreitagsratschen in Niederösterreich: Der weitverbreitete Brauch ist in dieser Gegend mit Heischen verbunden; die Knaben halten sich mit ihrem Lärm noch gar nicht an die Zeiten, welche die neue Osterliturgie von 1956 vorschreibt. – Bäuerliche Vierzeiler aus einem Zipfel des Salzburger Landes, wie sie im letzten Jahrhundert aufgezeichnet wurden, stellt *Karl M. Klier* vor. – Fortleben minnesingerischer Elemente lässt sich im Aufsatz von *Maria Hornung* über zwei Liebeslieder aus einer deutschen Sprachinsel im Friaul konstatieren. Altertümliche Elemente finden sich auch in den Volkstänzen im Südtirol, die *Karl Horak* beschriebt; einmal mehr stösst man auf den für Knabenschaften so bezeichnenden «Rasierertanz» mit Tötung und Wiederbelebung. Trümpy

Jahrbuch des österreichischen Volksliedwerkes, geleitet von *Karl M. Klier*, *Leopold Nowak* und *Leopold Schmidt*, 13 (Wien 1964). 180 S., 8 Tafeln.

Der neue Band des vom Österreichischen Volksliedwerk herausgegebenen Volksliedjahrbuchs zeichnet sich wie immer durch seine Vielseitigkeit und seinen Materialreichtum aus. Besonders erfreulich ist es, dass es die Herausgeber in der Zusammenstellung der Beiträge immer wieder verstehen, klug die Mitte zu halten zwischen den theoretisch-wissenschaftlichen Abhandlungen und der Darbietung neuen Volksliedmaterials. Erstaunlich ist die anscheinend unerschöpfliche Fülle von alljährlich in Österreich noch zutage tretenden wertvollen handgeschriebenen Liederbüchern, Volksliednachlässen u.dgl. *Leopold Schmidt* untersucht eine 1827 entstandene Volksliedhandschrift aus Mondsee in Oberösterreich; sie enthält 90 Lieder, das gesamte Repertoire einer sangesfreudigen Familie, angefangen beim Weihnachtslied bis hin zu den Moritaten. *Klaus Beitl* macht mit einer Liedhandschrift der Biedermeierzeit aus seiner Montafoner Heimat bekannt und veröffentlicht daraus einige Text- und Melodieproben. *Hans Commenda* weist auf den Liednachlass

des oberösterreichischen Pfarrers Wilhelm Pailler in der Bibliothek St. Florian hin und druckt daraus einige geistliche Lieder ab. Durch eine Zeitungsnotiz wurde *Anton Anderluh* auf drei Volkssänger im Kärntner Drautale aufmerksam und zeichnete nach ihrem Gesang drei bisher unbekannte Melodien zum Kärntner Jedermannspiel auf. – Zwei Beiträge beschäftigen sich mit der Geschichte der österreichischen Volksliedforschung. *Mechtild Schneider* zeichnet ein Lebensbild ihres Grossvaters Josef Pommer (1845–1918), des Begründers der wissenschaftlichen Volksliedarbeit in Österreich, und *Maria Kundegraber* berichtet über «Das Schicksal der Gottscheer Volksliedsammlung (1906–1912)». Diese umfangreiche Sammlung wertvollen Liedgutes aus einer ehemaligen deutschen Sprachinsel in Jugoslawien geht in ihren wesentlichen Teilen auf Hans Tschinkel zurück und fand 1927 ihren Weg ins Deutsche Volksliedarchiv nach Freiburg i. Br. Sie wird dort gegenwärtig von einem Redaktionsausschuss unter der Leitung von Erich Seemann zur Publikation vorbereitet. Mit zahlreichen Melodiebeispielen versehen ist die Untersuchung von *Karl Horak* über den «Jodler in Tirol», der hier im wesentlichen als ein Kind des 19. Jahrhunderts erscheint und durch seine häufige Verwendung im Tiroler Jodlerlied in den Blickpunkt der Forschung getreten ist. Besonderer Erwähnung bedarf noch der Beitrag von *Ingeborg Weber-Kellermann* über den «Volksliedbestand in einem deutsch-ungarischen Dorf», der zugleich als Beitrag zur volkskundlichen Charakteristik der Donauschwaben gedacht ist. Die Verf. hat den Liedbestand einer aus verschiedenen ethnischen Gruppen (Deutsche, Ungarn, Slowaken) gebildeten Dorfgemeinschaft im Komitat Tolna auf Grund eigener Aufzeichnungen und handschriftlicher Liederbücher ermittelt. Die Übersicht über die 213 zusammengetragenen Liedbelege zeigt, dass es sich bei diesem Bestand keineswegs um vorwiegend älteres Liedgut, etwa des 18. Jahrhunderts handelt, vielmehr lassen sich die typischen Liedverhältnisse des 19. und 20. Jahrhunderts feststellen, die auch in den binnendeutschen Landschaften vorherrschen. Mit anderen Worten: Die deutschen Bewohner dieser «Sprachinsel» haben keineswegs in der Isolation gelebt und nicht etwa nur das mitgebrachte und altererbte Liedgut bewahrt, sondern sie erweisen sich als aufgeschlossen gegenüber allen Einflüssen der fremden Umwelt und gegenüber den z. B. durch Tanzkapellen oder volkstümliche Flugblattdrucke verbreiteten neueren Erzeugnissen. – Die jährlichen Berichte der österreichischen Landschaftsarchive, eine Bibliographie des Volksliedschrifttums von *Maria Kundegraber*, Besprechungen und Anzeigen beschliessen den wohlabgewogenen Band.

Rolf Wilh. Brednich, Freiburg i. Br.

Der Museumsfreund. Aus Heimatmuseen und Sammlungen in Baden-Württemberg. Hrsg. im Auftrag der Staatlichen Ämter für Denkmalpflege in Baden-Württemberg vom Württembergischen Museumsverband Stuttgart in Zusammenarbeit mit den badischen Heimatmuseen. Heft 4/5, 1964. 96 S., zahlreiche Abb.

Das dicke Heft mit seinen prächtigen Abbildungen ist wieder mit grossem Geschick – wie seine Vorgänger – einem Spezialthema gewidmet. Diesmal sind es die Ziegel in ihren verschiedenen Formen und Sprachbedeutungen: Mauerziegel, Dachziegel und Ziegelplatten für Fussböden (unglasierte Bodenfliesen). Neben den Aspekten der Volkskunst und des Glaubensmässigen wird auch das rein Handwerkliche nicht vernachlässigt, und wir lernen vieles über die Herstellung der Ziegel und den Zieglerberuf. Den grössten Beitrag steuert *Karl Hillenbrand* bei: «Dachziegel und Zieglerhandwerk»; sein Vademecum über die Ziegel ist ganz ausgezeichnet geschrieben und illustriert. Wir werden bekannt gemacht mit den ältesten Formen der Dachziegel im süddeutschen Gebiet, mit der Art und Weise ihrer Herstellung, mit den Ziegelformen und den Ziegelöfen. Es ist recht aufschlussreich, dass es an einigen Kirchenmauern und öffentlichen Gebäuden eingehauene «Normalmasse» von Ziegeln gab. Hillenbrand geht dann weiter auf die verschiedenen Techniken und Bedeutungen der Verzierungen ein; diese wurden entweder mit Modeln eingedrückt oder dann freihändig eingestrichen und eingeritzt. Aufmodellierte, zum Teil recht drollige und urwüchsige Formen gibt es üblicherweise nur bei Firstziegeln, und auch dort kommen sie nicht allzu häufig vor. Einige der Zeichen können klar als Abwehr-

oder christliche Schutzzeichen gedeutet werden: Pestkreuz, Rosenkranz, Jesusmonogramm, Drudenfuss, Davidstern, Abwehrhand, Schreckkopf. Häufig finden sich auch blosse Inschriftenziegel; zahlreiche Sprüche auf derartigen Ziegeln sind abgedruckt; sie entsprechen im grossen und ganzen den Sprüchen auf Ofenkacheln, Schüsseln und Platten. Der Verfasser bringt als Abschluss seines Aufsatzes noch einige Zieglerordnungen. Die Ziegler waren meist mit anderen, verwandten Berufen in eine Zunft zusammengeschlossen; sie hatten also nicht ein eigenständiges Zunftwesen entwickelt.

Die weiteren Aufsätze befassen sich mit historischen Ausblicken und mit anderen Formen der Ziegel. *Wolfgang Dehn* schreibt über die Lehmziegel der Hallstattzeit am interessanten Beispiel der Heuneburg, Kreis Riedlingen; es handelt sich um eine Burgmauer aus luftgetrockneten, ungebrannten Lehmziegeln. Das Wesentliche über die römischen Ziegel teilt uns *Oscar Paret* mit: das römische Ziegeldach besteht aus Flachziegeln mit darübergesetzten Hohlziegeln; die römischen Heizröhren sind im Querschnitt rechteckige Ziegelröhren; Beschreibung der erhaltenen Reste von römischen Ziegelöfen. Über das Gebiet der ornamentierten Bodenfliesen des Mittelalters in Schwaben orientiert *Eleonore Landgraf*. Das Thema ist deswegen auch für uns recht bedeutsam, weil die Herstellung dieser Bodenfliesen öfters von Klöstern besorgt wurde und weil Einflüsse auch in die Schweiz hineinreichen (bei dem in der Anm. 14 auf S. 92 erwähnten, etwas merkwürdig geschriebenen schweizerischen Kloster handelt es sich um Muotathal). In zwei kleineren Beiträgen berichtet *Karl Hillenbrand* über verzierte Backsteine aus dem Mittelalter und über andere Gegenstände, welche ebenfalls vom Ziegler hergestellt wurden: Brotstempel, Streichholzständer, Webstuhlgewichte, Lichthalter, Bettwärmer, Backglocken, Fusswärmer.

Wildhaber

Scottish Studies. Bd. 8, Teil 1, 1964. (Edinburgh, Oliver and Boyd). 128 S., Abb.

Horace Fairhurst's einleitender Aufsatz «The Surveys for the Sutherland Clearances of 1813–1820» behandelt mit erfreulicher Offenheit ein nicht sehr erfreuliches Kapitel der schottischen Sozialgeschichte: es wurden nämlich in einigen Gegenden die Ansiedler zwangsweise ausgesiedelt, um vermehrte Möglichkeiten für Schafweiden zu schaffen (Anfang des letzten Jahrhunderts). Damit wurde kultiviertes Land wieder Wildnis – und blieb es bis heute. Viele der Bewohner dieser Gebiete wanderten in die Kolonien aus, andere zogen in die Städte; wer Farmer bleiben wollte, erhielt anderswo ein so kleines Flecklein Land am Meer, dass ihm nichts anderes übrig blieb als Fischer zu werden, auch wenn er davon nichts verstand. Vielleicht waren die Verhältnisse nicht überall gleich schlimm wie in den vom Verfasser vorzüglich dargestellten in der Grafschaft Sutherland. – *J. Y. Mather* stellt die sehr verschiedenen Bewertungen über die Qualitäten von Booten und Bootsleuten auf den Orkney- und Shetland-Inseln zusammen. In der Literatur wird das Shetland-Boot häufig als das Muster an Vollkommenheit aufgeführt, während das Orkney-Boot als plump und schwer gilt. Der Verfasser untersucht die historischen Gründe dieser Urteile und stellt sie auch anderen nordeuropäischen Meinungen gegenüber. – *Richard Bauman* publiziert drei Erzählungen von der Küste von Ayrshire, 1962 auf Band aufgenommen. Was seinen Aufsatz besonders wertvoll macht, sind die sehr detaillierten Anmerkungen und die daran schliessende Diskussion aller bemerkenswerten Motive. – *R. L. C. Lorimer* hat bereits in einem früheren Heft sich mit musikalischen Metren beschäftigt; hier gibt er eine Fortsetzung seiner «Studies in Pibroch»: «The metre of 'Bodaich Dhubha nan Sligean': a definitive account». – *Alexander Fenton* hat im Stranraer County Museum einen alten schottischen Pflugtypus, den «Chilcarroch» Pflug, entdeckt, den er nun in Wort und Bild sorgfältig vorführt. – Historisch höchst interessant ist der Beitrag von *Joan E. L. Murray* über «The agriculture of Crail, 1550–1600»; die zitierten Dokumente geben ein aufschlussreiches Bild der damaligen bäuerlichen Verpflichtungen und Rechtsansprüche. – *W. F. H. Nicolaisen* führt seine Untersuchungen der schottischen Flurnamen weiter mit der Behandlung von «Old Norse þveit, etc.». – Bei den Miszellen sind vor allem zu erwähnen der Hinweis von *B. R. S. Megaw* auf «An oil painting of a Highland Shinty Match» (sportgeschichtlich interessant!), die Wiedergaben eines «Gaelic

Song of the Sutherland Clearances» (siehe den oben erwähnten, einleitenden Aufsatz) durch *John Macinnes* und des von *Hamish Henderson* notierten Liedes «The Buckie Wife» und endlich die Beschreibung der Herstellung der Moor-Holzkohle (peat charcoal) durch *Iain A. Crawford.* Wildhaber

Scottish Studies. The Journal of the School of Scottish Studies, University of Edinburgh. Edinburgh, Oliver and Boyd, Ltd. Bd. 8, Teil 2, 1964, S. 129–252.

A.J. Aitken referiert über alle sprachlichen Unternehmungen, welche den schottischen Wortschatz erfassen wollen; hauptsächlich sind es die "period dictionaries", für welche er sich einsetzt. Diese wollen einen zeitlich begrenzten Bereich geben; sie ziehen für diesen Bereich aber möglichst alle zugängigen Quellen heran ("Completing the record of Scots", S. 129–140). – Dort, wo geschriebene Dokumente fehlen, um die Siedlungsgeschichte eines bestimmten Gebietes zu erhellen, kann oft die Ortsnamenforschung in aufschlussreicher Weise zu Hilfe kommen. Diesen Weg beschreitet *W. F. H. Nicolaisen* in seinem gehaltvollen Aufsatz "Celts and Anglo-Saxons in the Scottish border counties. The place-name evidence" (S. 141–171). Es geht ihm im wesentlichen um die Interpretation des Namenmaterials aus den ersten Jahrhunderten nach der Ankunft der Angeln in jener Gegend. Das alte keltische Element wird durch die – erfahrungsgemäss altertümlichen – Flussnamen eindeutig belegt. Mit der offiziellen Annahme des Christentums durch die Angeln im Jahre 627 setzen die anglischen Siedlungsnamen an der Küste und in den Flusstälern in beträchtlichem Ausmass ein. – Die kleinbäuerliche Betriebswirtschaft wird englisch als "crofting system" bezeichnet. *Philip T. Wheeler* beschreibt dieses System in der schottischen Grafschaft Sutherland (S. 172–192). Es handelt sich um eine ganz moderne, soziologische Arbeit, welche den Gründen für das Entstehen, die Weiterentwicklung und vor allem für den einsetzenden Verfall des Systems nachgeht und welche auch nach Vorschlägen für eine Existenzmöglichkeit der "crofters" sucht. – Aus einem Manuskript des verstorbenen *Calum I. Maclean* wurde sein Vortrag über die letzte Garbe ("The last sheaf", S. 193–207) hier abgedruckt. Wichtig sind hier vor allem die durch eigene Befragung gewonnenen Daten über die Art der Einbringung und der Verwendung der letzten Garbe; diese Daten lassen immerhin gewisse Einsichten über ihre Bedeutung zu. Interessant ist vor allem, dass die letzte Garbe gelegentlich als eine Art von Spottzeichen verwendet wird, indem man sie einem Nachbar, der mit der Ernte noch nicht fertig ist, in den Hof wirft. Häufig wird die letzte Garbe den Pferden verfüttert, bevor sie zum erstenmal pflügen; aufschlussreich ist ein Bericht aus jüngster Zeit, wonach ein Bauer aufgehört hat, die letzte Garbe zu schneiden, nachdem er seine Pferde durch einen Traktor ersetzt hatte. Aus der Mehrdeutigkeit der letzten Garbe erklären sich auch ihre verschiedenen Namen, welche manchmal nebeneinander im gleichen Ort verwendet werden. – An kleineren Aufsätzen sind zu nennen: *B. R. S. Megaw's* weitere Ausführungen über die Ziegenhaltung im schottischen Hochland. (Man müsste diese Frage eigentlich einmal im Zusammenhang bei allen Bergländern untersuchen, vor allem in den Alpen und in den Pyrenäen), *D. A. Macdonald's* Wiedergabe und Kommentar eines Tiermärchens (AaTh 15 + 2 + 34); *Hamish Henderson's* Erläuterungen zu einem kleinen Liedchen der bekannten volkstümlichen Sängerin Jeannie Robertson, und endlich einige Bemerkungen von *Anne Ross* über die letzte Garbe am Loch Tayside, welche ausgezeichnet passen zum oben erwähnten Vortrag von Maclean. Wildhaber

Norveg. Journal of Norwegian Ethnology. Bd. 11. Oslo, Universitetsforlaget, 1964. 206 S.

Der neue Band von Norveg bringt 9 Vorträge, die am nordischen Kongress in Røros, 1963, gehalten wurden. Die meisten befassen sich mit nordskandinavischen Themen der Landwirtschaft und des Bergbaus. Bereits der Eingangsaufsatz von *Hilmar Stigum* lässt das Thema der Wirtschaft in Berggegenden anklingen. Die norwegische Regierung hatte 1954 ein Komitee beauftragt, die ökonomische Basis derjenigen Gemeinden zu untersuchen, bei denen die Berghänge auf irgendeine Art in den Wirtschaftsbereich einbezogen

sind. Es ergab sich da eine recht grosse Mannigfaltigkeit von Ausnutzungsmöglichkeiten: Anpflanzen von Getreide und von Kartoffeln, Viehzucht mit Nutzung nur der Talweiden oder mit Einbezug der Alpweiden. Fast überall sind die Bewohner auf Nebenverdienst angewiesen: in Bergwerksbetrieben oder mit der Waldwirtschaft. Es zeigen sich die gleichen Schwierigkeiten wie auch in den Berggegenden Schwedens und der Schweiz: entweder gelingt es, Kleinindustrien oder den Tourismus heranzuziehen, oder die Höfe müssen aufgegeben werden. *Gustav Ränk* steuert einen Beitrag zu dem von ihm schon früher bearbeiteten Thema der Käsebereitung bei. Die älteste Form für Nordschweden dürfte die Sauermilchkäserei sein; die Labkäse-Bereitung findet erst später Eingang. *Axel Steensberg* setzt sich in seinem Aufsatz für eine repräsentative Darstellung der Volkskulturen in Museen ein, die nicht durch blosses Zurschaustellen von «Prunkstücken» verfälscht wird. Mit ausgesprochen modern-soziologischem Gesichtspunkt behandelt *Bertil Boëthius* das Thema der extensiven Viehzucht und der industriellen Waldnutzung, wie sie durch die Papierindustrie bedingt war. Mit Problemen der Gemeinschaftsbildung aus heterogenen Elementen beschäftigt sich *Olav Kvikne* in der Beschreibung des Arbeitslebens in den Kupferbergwerkbetrieben von Röros. Mit der Entdeckung der dortigen Kupfervorkommen, 1644, strömen Leute von überallher, Abenteurer, oft auch Verbrecher, nach Röros, und der Verfasser stellt dar, wie allmählich ein Gemeinschaftswesen entsteht mit stark ausgeprägtem Dialekt und einem ausgesprochenen Sinn für soziale Wohlfahrt und gegenseitige Hilfsbereitschaft. Dieses Leben ist später vom Dichter Johan Falkberget künstlerisch gestaltet worden; dieses dichterische Erlebnis vergleicht *Kristian Magnus Kommandantvold* mit der Wirklichkeit. Das Gebiet von Röros ist die Gegend, in welcher die Lappenzüge nach dem Süden auf eine sessshafte Bevölkerung stossen, die sie entweder abwehren oder mit ihnen zu einem *modus vivendi* gelangen; *Johs. Falkenberg* geht den Ursachen dieser gegensätzlichen Einstellung nach. Ein ähnliches Problem wird auch von *Helmer Tegengren* erörtert. Er zeigt, wie zwar für die Lappen mehrere Schimpfwörter geprägt wurden, wie aber andrerseits die ökonomische Abhängigkeit voneinander (Fischverkauf, Pelzhandel) die Skandinavier zwang, mit den Lappen auszukommen. Der letzte Aufsatz stammt von *Sigurd Erixon*. Er weist auf die Stellung von Röros in den Handelsbeziehungen mit Schweden hin und betot dann nachdrücklich, dass unsere Kenntnis um altes Transportwesen noch dringend vermehrter Forschung bedürfe. Wildhaber

Acta ethnographica, Bd. 13. Budapest, Akadémiai Kiadó, 1964. 437 S., zahlreiche Abb., Skizzen und Karten.

Der erste Teil des stattlichen Bandes gibt die Begrüssungen, Vorträge und Arbeitsresultate, die auf der Tagung der Sagenkommission der International Society for Folk-Narrative Research in Budapest vom 14. bis 16. Oktober 1963 gehalten und erreicht wurden. Es ist höchst verdienstlich, dass diese Beiträge zu dem neuerdings so akuten und viel diskutierten Thema der nationalen und internationalen Sagenkataloge so rasch öffentlich zugänglich wurden[1]. Einige der Referate befassten sich in allgemeiner Art mit der Abgrenzung des Begriffes Sage (*Carl-Herman Tillhagen*, Was ist eine Sage? Eine Definition und ein Vorschlag für ein europäisches Sagensystem), andere gingen auf besondere Probleme oder Schwierigkeiten der Katalogisierung ein, so: *Lauri Simonsuuri*, Über die Klassifizierung der finnischen Sagentradition; *Gisela Burde-Schneidewind*, Zur Katalogisierung historischer Volkssagen (hauptsächlich auf Grund des Materials von R. Wossidlo); *Wayland D. Hand*, Stabile Funktion und variable dramatis personae in der Volkssage; *Oldřich Sirovátka*, Zur Morphologie der Sage und Sagenkatalogisierung; *Jaromir Jech*, Variabilität der Sagen und einige Fragen der Katalogisierung; *Ina-Maria Greverus*, Bericht zu Veröffentlichungs- und Katalogisierungsplänen aus dem Zentralarchiv der Volkserzählung (mit einer höchst anregenden und verdienstlichen «Sagengruppen-

[1] Es möge hier auch erwähnt sein, dass die skandinavisch-finnischen Gesichtspunkte zu diesem Thema, wie sie am Kongress in Antwerpen (6.–8. September 1962) geäussert wurden, von *L. Bødker* in verdankenswerter Weise resümiert wurden: «Über nordische und internationale Sagenverzeichnisse», in: *Arv* 18/19, 1962/63 (gedruckt 1964) 384–394.

Konkordanz»: Simonsuuri, Tillhagen, Sinninghe, Christiansen, Zentralarchiv). Weitere Vorträge berichteten über den Stand der Sagenforschung des eigenen Landes, so: *Corneliu Bărbulescu*, Les légendes populaires roumaines; *Cvetana Romanska*, Die bulgarischen Volkssagen und Legenden. Zustand ihrer Erforschung, Typen und Motive; *Georgios Megas*, Referat über Wesen und Einteilungssystem der griechischen Sagen; *Seán Ó Suilleabháin*, The Irish Folklore Commission; *Marie-Louise Tenèze*, Note à l'attention du comité des légendes de l'«International Society for Folk-Narrative Research». *Karel C. Peeters* entwickelt sein besonderes Anliegen: Kartographische Probleme in bezug auf die semantischen und onomastischen Begriffe bei der Volkserzählungsforschung. Ein Spezialfall wird von *Agnes Kovács* untersucht: Register der ungarischen Schildbürger-Schwank-Typen (Rátótiaden, nach der Ortschaft Rátót in Transdanubien). Am Schluss der Vorträge wird ein von der Sagenkommission vorgelegtes Einteilungsschema der Sagen abgedruckt (S. 130f.).

Der zweite Teil des Bandes bringt in üblicher Weise die eigentlichen Referate, wie wir sie in den Acta ethnographica gewöhnt sind. Diejenigen, welche den europäischen Bereich angehen, beschäftigen sich entweder mit «Sozialethnographie» oder dann mit der Landwirtschaft. Das erste Thema wird behandelt von *Ede Solymos*, Fischertypen des ungarländischen Donaugebietes. Er stellt zunächst die früheren drei Fischergruppen dar: diejenigen Fischer, welche zur Fischerzunft gehörten, die leibeigenen und die freien Fischer; darauf geht er über zu den neuen Typen des angestellten Fischers, des Bauern- oder Kleinfischers, zu dem auch der Schwarzfischer gehört, der zum Teil mit ganz primitiven, urtümlichen Fanggeräten arbeitet, und des Fischers im Nebenberuf oder des Saisonfischers. Seit der Übernahme der Macht durch den Kommunismus im Jahre 1945 gibt es schliesslich den ebenfalls neuen Typ des Genossenschaftsfischers. Die Studie von Solymos über diese Typen ist gut durchgeführt; sie stellt uns vor interessante Zusammenhänge und Probleme. – Einen beinahe noch ausgeprägteren Beitrag zur Sozialethnographie bietet der Aufsatz von *Ferenc Bakó* «Formen der Arbeitsorganisation bei den Kalkbrennern im Bükkgebirge». An Hand von Tabellen wird gezeigt, wie die Arbeit im Arbeitsprozess sich auf die einzelnen Tage und die verschiedenen Leute der Gruppe verteilt. – *Gyula Nagy* schreibt über «Die Speicherung von Körnerfrüchten (Getreide) in Orosháza». Neben der typischen, als «ungarisch erscheinenden Form» der Kornmiete gibt es als neuere Formen der Speicherung die Kornscheuer, die Kornkammer im Wohnhaus selber, in Fachwerk ausgebaut, oder dann die geflochtene Kornkammer. Dazu kommt für kleinere Mengen die Korntruhe in der Scheuer oder auf dem Hausflur. Hervorzuheben sind die guten, beigegebenen Zeichnungen. – *T. Hoffmanns* Beitrag lautet: «Einige Merkmale der Agrotechnik in einem Palozendorf um die Jahrhundertwende». Erläutert werden Bodennutzungssystem und Fruchtfolge, das Roden, die Bodenbestellung vermittelst Pflug, Hacke und Spaten (die Arten des Pfluges und des Pflügens), die Ernte der Feldfrüchte, das Dreschen, Worfeln, Reinigen und Speichern des Korns. – Der letzte Aufsatz in dieser Gruppe stammt von *István Balogh*: «Das Einbringen des Getreides im Karpatenbecken im 16.–19. Jahrhundert». Der Verfasser beschäftigt sich hauptsächlich mit den verschiedenen Arten des Schnittes durch Sichel, Sense und Gestellsense; ihn interessiert die Herkunft und das Alter des Senseschnittes in Ungarn. Er geht auch auf das Auflesen des Getreides, das Garbenbinden und das Aufstellen zu Schobern ein. Wildhaber

Műveltség és Hagyomány. Hrsg. von *Béla Gunda*. Budapest, Tankönyvkiadó. Bd. 6, 1964. 196 S., Abb.

Der Band vereinigt eine Reihe interessanter Aufsätze, von denen die von uns hier erwähnten eine Zusammenfassung entweder in deutscher oder in englischer Sprache aufweisen. Wir geben hier die Titel in der westlichen – und nicht in der originalen, ungarischen – Sprache. In seinem Aufsatz "The actual situation of Finno-Ugrian ethnology" (S. 7–17) macht *Kustaa Vilkuna* darauf aufmerksam, dass die finno-ugrische Ethnologie nicht unter der Obhut der finno-ugrischen Linguistik betrieben werden dürfe, weil Kulturgrenzen und Sprachgrenzen keineswegs identisch seien. – Zu den in den letzten Jahren mehrfach behandelten Herbst- und Hirtenbräuchen können wir nun die ausgezeichnete

Arbeit von *József Szabadfalvi* über «Das Ende des Wirtschaftsjahres und die Hirtenfeste im Herbst» (S. 19–64) anreihen. Der Verfasser behandelt speziell die Bräuche, welche auf den Wendelins- (20. Oktober) und Demetriustag (26. Oktober) festgelegt sind. Da Demetrius früher Schutzpatron der Schäfer war, fallen auf seinen Tag besonders viele Schäferfeste; in einem Fall wird erwähnt, dass das Festessen auf dem Kirchhof gekocht wurde. Während der Demetriuskult mit der orthodoxen Kirche zusammenhängt, ist das Wendelinsbrauchtum an die römisch-katholische Kirche und an deutsche Siedlungen gebunden. – Eine gut dokumentierte und bebilderte Beschreibung der «Feuerstätte in den Wohnhäusern der Obugrier» (S. 65–79) stammt von *P. Sokolova* aus Moskau. Neben der Aufführung der einzelnen Koch- und Küchengeräte finden sich auch Angaben über die Heiligkeit des Feuers. – *Béla Gunda* sucht in seiner Studie "Some questions of the history of development of Finno-Ugrian fish-traps" (S. 115–127) die Ursprünge und Beziehungen einiger Formen von Fischreusen und Fischfang von Hand im Balkangebiet und in Westeuropa zu klären. – In seiner Abhandlung «Zum Problem der zoomorphen Dämonen in den ungarischen Agrarriten» (S. 129–152) zählt *Zoltán Ujváry* aus dem Gebiet der ungarischen Agrarbräuche diejenigen Daten auf, die auf einstige Korndämonen schliessen lassen können. Es sind Redewendungen und Bräuche (teilweise Strohumhüllungen), welche mit dem Bär, dem Hasen, dem Wolf (dessen einstige Funktion heute allerdings nur noch aus wenigen Anhaltspunkten zu ermitteln ist), der Wachtel und dem Hahn zu tun haben. In Mannhardts handschriftlichem Nachlass fanden sich Angaben über den ungarischen Erntehahn. Eine Stellungnahme zu den Korndämonen-Theorien behält sich Ujváry für später vor. – Über «Ein althergebrachtes Kleidungsstück in Kalotaszeg» (S. 153–180) im heutigen rumänischen Siebenbürgen schreibt *Károly Kós*. Es handelt sich um den vorne offenen Wickelrock, dessen untere Enden umgebogen und in den Taillengürtel eingesteckt wurden. Diese Art Kleidungsstücke fanden – und finden sich – in ganz Osteuropa und auf der Balkan-Halbinsel. Wildhaber

Studia Fennica. Revue de linguistique et d'éthnologie finnoises. Helsinki, Société de Litterature Finnoise. Band 10, 1963. 45 + 43 + 17 + 67 + 35 Seiten.

In einer textkundlichen Untersuchung führt *Martti Haavio*, «The Song of the Summer Night», ein in Skandinavien verbreitetes, 1790 erstmals gedrucktes Liebeslied, auf mittelalterliche deutsche (Walter von der Vogelweide «Under der linden») und französische (Troubadours), auf römische (Ovid) und griechische Dichtungen zurück. Dem Verfasser geht es dabei nicht darum, entwicklungsgeschichtliche Zusammenhänge zu konstruieren, sondern – im Sinne von E. R. Curtius – ein Grundelement europäischer Dichtung aufzuzeigen: «All the natural elements of the first stanza of the Song of the Summer Night – the summer night, the dale, the birds – belong inseparably to the idealized landscape of European poetry» (S. 8); der Aufsatz von Haavio ist deshalb über den im Titel abgesteckten Rahmen hinaus von Bedeutung für die Erforschung des europäischen Liebesliedes. – Mit dem der Zither ähnlichen finnischen Nationalinstrument «kantele» befasst sich *Eino Nieminen* im zweiten Beitrag dieses Bandes (finnisch *kantele* und die damit verbundenen Namen baltischer Musikinstrumente). Es ist eine philologische Untersuchung, die die Wurzeln des Wortes «kantele» aufzudecken sucht; jedoch auch für die im Rahmen der musikalischen Volkskunde arg vernachlässigte, erst in jüngster Zeit durch den Plan eines Handbuches der europäischen Volksmusikinstrumente von Ernst Emsheimer und Erich Stockmann in den Vordergrund gerückte Erforschung der Volksmusikinstrumente wichtig. – Der «Tätigkeitsbericht des folkloristischen Seminars der Universität Helsinki 1959–1961» von *Leea Virtanen*, die «Finnische linguistische und volkskundliche Bibliographie für die Jahre 1959–1961» von *Sulo Haltsonen* und der überwiegend deutschsprachige Besprechungsteil ergänzen die Aufsätze. Wolfgang Suppan

Studia Fennica 11 (1964). Revue de Linguistique et d'Ethnologie Finnoises, tome XIe. Dédié à la mémoire de Kaarle Krohn, à l'occasion de son centenaire, par la Société de la Littérature finnoise.

Kaarle Krohn wurde am 10. Mai 1863 geboren. Dem hundertjährigen Jubiläum dieses Geburtstages ist ein Band der Studia Fennica gewidmet. Leben und wissenschaftliche Leistung Krohns werden in fünf Beiträgen behandelt. *Martti Haavio* bietet eine kurze, allgemeine Einführung: A la mémoire de Kaarle Krohn lors du 100e anniversaire de sa naissance. Schon in dieser Einführung klingt an, was in den anderen, ausführlicheren Beiträgen kontrapunktisch wiederkehrt: Die Bedeutung des erwachenden und gestärkten finnischen Nationalbewusstseins für die Arbeit Krohns und ihre Einordnung in die evolutionistische, positivistische Geisteswelt des späten 19. Jahrhunderts. *Irja-Leena Evijärvi* schreibt die Biographie: «Das Leben Kaarle Krohns» (25 S.). Dabei ist so gut wie jede Überschneidung mit den anderen Kapiteln vermieden, wie überhaupt die Laudanten sich streng an ihre Themen zu halten wissen. Eben das macht die Tatsache um so eindrucksvoller, dass Familiensinn, Patriotismus und christliche Gesinnung in allen Lebensbereichen Krohns unmittelbar gestaltend wirkten: in der wissenschaftlichen Arbeit, im pädagogischen Wirken und in der privaten, familiären Sphäre. Den zentralen Beitrag verfasste *Jouko Hautala:* «Kaarle Krohn as a folklorist» (72 S.). Die wissenschaftliche Leistung Krohns braucht hier ebensowenig referiert zu werden wie sein Lebensweg; der Hinweis mag genügen, dass Hautala sich keineswegs damit begnügt, einen Bericht zu bieten, sondern dass er Methoden und Ergebnisse der Krohnschen Arbeit in ihrer geistes- und zeitgeschichtlichen Umgebung interpretiert und die Relationen zum gegenwärtigen Stand der Forschung deutlich macht. Ebenso wenig scheut sich *Matti Kuusi* in seinem Beitrag «Kaarle Krohn als Universitätslehrer» (22 S.) kritische, zeitgenössische Stimmen zu zitieren. Die Notwendigkeit, einer simplen Laudatio auszuweichen, die der zeitlichen und damit geistigen Distanz nicht gerecht werden könnte, verleitet jedoch keinen der Autoren, den Respekt zu vergessen, welcher der Persönlichkeit und Arbeit Krohns auch in der Retrospektive gebührt. *Bertalan Korompay* schliesst die Reihe der Beiträge mit persönlichen Erinnerungen: "Impressions gained as a pupil of Kaarle Krohn" (18 S.). Daran schliesst sich die von *Rauni Puranen* zusammengestellte Bibliographie, ausführlich und nach Jahren chronologisch angeordnet. – Der ganze Band bietet ein Beispiel für die erfreuliche Tatsache, dass die Volkskunde – hier die Erzählforschung – mehr als manche andere Wissenschaft sich immer wieder um ihre Grundlagen und damit um ihre Geschichte bemüht.

Herbert Schwedt, Tübingen

Proverbium. Bulletin d'informations sur les recherches parémiologiques, publié par Julian Krzyżanowski, Matti Kuusi, Démétrius Loucatos, Archer Taylor. Helsinki, Suomalaisen Kirjallisuuden Seura, Hallituskatu 1. Nr. 1, 1965. 16 S.

Sprichwort-Interessenten sollen auf dieses neu erscheinende Mitteilungsblatt aufmerksam gemacht werden; die Namen der Herausgeber bieten jegliche Gewähr für gute, wissenschaftliche Leistungen. Die Hefte können nicht bestellt werden; sie werden gratis interessierten Instituten und Forschern zugestellt; sie sollen über alle Fragen der Sprichwörterkunde orientieren; sie öffnen ihre Spalten für Anfragen und Antworten nach dem alten englischen Rezept der «Notes and Queries». Sprichwortmaterial selbst soll auf den wenigen, zur Verfügung stehenden Seiten höchstens ausnahmsweise publiziert werden. Es scheint, als ob Französisch, Englisch, Deutsch und Russisch als Publikationssprachen gedacht seien. Das erste Heft könnte nicht besser eingeleitet sein als mit dem Aufsatz von Archer Taylor, The study of proverbs (S. 1–10). Mitteilungen über neue Literatur (aus der ganzen Welt), ein Kurzbericht über die finnische Sprichwortsammlung und eine Anfrage (Was erwidert man, wenn man gebeten wird, etwas zu schenken oder auf Kredit zu geben) bilden den zweiten Teil des Heftes.

Wildhaber

Bibliography of Old Norse-Icelandic Studies, 1964. Kopenhagen, Munksgaard, 1965. 72 S.

Die Bibliographie der altnordisch-isländischen Studien ist bereits in ihrer zweiten Ausgabe erschienen; sie hat sich demnach als wünschbares Hilfsmittel für Fachgelehrte erwiesen. Es ist auch diesmal nicht die Absicht der Herausgeber – es sind Hans Bekker-Nielsen, Mogens Haugsted, Thorkil Damsgaard Olsen und Inger Malmtrop – eine voll-

ständige Bibliographie zu geben; sie begnügen sich mit einer Auswahl, die immerhin 430 Nummern für das Jahr 1964 umfasst. Die bearbeiteten Hauptgebiete sind im wesentlichen Sprache, Literatur, Geschichte, Archäologie der Wikingerzeit, aber es finden sich recht viele Hinweise auf Lieder, Saga-Motive, Sprichwörter und Rätsel. – Als Einleitung zum diesjährigen Heft hat Ole Widding einen Aufsatz geschrieben über den dänischen Philologen Carl Christian Rafn (1795–1864), der vor 100 Jahren gestorben ist. Wildhaber

Atlasarbeiten

Paul Geiger† und *Richard Weiss†*, *Walter Escher* und *Elsbeth Liebl*, Atlas der schweizerischen Volkskunde. Atlas de Folklore suisse. Teil II, 6. Lieferung. Basel, Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde, 1963.

In der Lieferung II, 6 des Atlaswerkes sind die Fragen 118–125 des Frageschemas bearbeitet. 118 und 119 betreffen noch einmal das Brauchtum des Lebenslaufs: Grabmäler, Grabschmuck, Grabpflanzen. Das verbreitetste Material für die Grabmäler ist der Stein, besonders eindeutig im Welschland, während im Gebiet der Alpen der Grabstein die hölzernen und eisernen Grabzeichen (zur Zeit der Exploration, 1937–42) zu verdrängen beginnt. Das Durcheinanderwirken «von Überlieferung und Zeitgeschmack, individuellen und kommerziellen Triebkräften» bei der heutigen Gestaltung von Grab und Friedhof, gebändigt durch behördliche Reglemente, hat Elsbeth Liebl im Kommentar eindrücklich dargestellt. Wertvoll sind auch die Hinweise auf frühere Verhältnisse mit Beiträgen von Hans Trümpy. Die Frage nach den Grabpflanzen hat sich als kartographisch unergiebig erwiesen, und die Karte mit der Darstellung der bevorzugten oder gemiedenen Pflanzenfarben ist eine ausgesprochene Reliktkarte. Wer sich mit brauchbiologischen Fragen befasst, ist dankbar für jede Angabe, welche – kartographisch noch nicht fassbar – die ersten Ansätze einer neuen Brauchübung fixieren hilft (S. 516: Schmuck der Gräber, auch von Reformierten, auf Allerseelen; an Weihnachten Lichterbäumchen auf den Gräbern).

Mit Frage 120 wird ein neuer Problemkreis zu behandeln begonnen: Scherz und Aberglauben in Redensarten. Schreckgestalten, mit denen Kindern gedroht wird, um sie vom Wasser, vom Hineinlaufen ins Kornfeld, vom Draussenbleiben am Abend abzuhalten; Aprilscherze; Formeln beim Niesen; Sprüche und Verhalten beim Schluckauf; 'Gleichzeitigkeit'; Deutung des Ohrenläutens – all diesen Erscheinungen ist gemeinsam, dass ihr abergläubischer Gehalt formelhaft erstarrt ist oder sich in ein unverbindliches Spiel mit magischen Vorstellungen verflüchtigt hat. Diese wichtigen Feststellungen sind Richard Weiss zu verdanken, der durch Karte 245 ('Gleichzeitigkeit') und Kommentar S. 571–576 noch einmal zu uns spricht. Auskünfte über wirklichen aktuellen Aberglauben wurden seinerzeit aus naheliegenden Gründen nicht verlangt; trotzdem müssen sowohl R. Weiss wie W. Escher (S. 567) feststellen, dass im allgemeinen Karten, die Gegenstände der geistigen Volkskultur darstellen, ein den Sachkarten gegenüber unschärferes, verschwommenes Raumbild und eine geringere Objektivität haben. Einprägsam stellt Escher dar, wie von den Formeln beim Niesen die religiös gefärbten zugunsten der Wünsche für Gesundheit und Wohlergehen im Rückgang begriffen sind, wie das Beachten des Niesens in der feineren Gesellschaft überhaupt je länger desto mehr als unschicklich gilt. 'Mythologische' Fragen tauchen mehrmals auf: Die Darstellung der Schreckgestalten gibt E. Liebl Anlass, knapp und sachlich die Deutungsversuche (von Mannhardts Korndämonen bis zu Mackensens Kornmetaphern und von Sydows Scherzfiktionen) zusammenzustellen (S. 518f. 523. 537). Wie sehr bei derartigen Deutungen Vorsicht geboten ist, zeigt E. Schüle, indem er wahrscheinlich macht, dass es sich bei dem heimlichen Anhängen einer Fischattrappe, einem welschen Aprilscherz, nicht um einen sehr alten Brauch handeln kann (der Fisch ist ein altes Glück-, Abwehr- und Fruchtbarkeitssymbol), sondern um eine verhältnismässig junge Konkretisierung der Redensart «pesce d'aprile»» oder «poisson d'avril» für 'Aprilnarr' (S. 543f.).

Im Vorwort zu dem wie immer unentbehrlichen, durch Stoffülle und Übersichtlichkeit beeindruckenden Kommentar widmen die beiden nunmehr allein zeichnenden Herausgeber Walter Escher und Elsbeth Liebl ihrem verstorbenen Vorgesetzten und väterlichen

Freund Richard Weiss tiefempfundene Worte des Dankes. Sie sprechen dabei die Hoffnung aus, «das von Paul Geiger und Richard Weiss begonnene Werk in ihrem Sinn und Geist fortführen und zu einem guten Ende bringen zu können». Ihre Arbeit beweist, dass sie auf dem rechten Wege sind. Ed. Strübin

Atlas der deutschen Volkskunde, Neue Folge. Auf Grund der von 1929 bis 1935 durchgeführten Sammlungen im Auftrage der Deutschen Forschungsgemeinschaft hrsg. von *Matthias Zender*. Erläuterungen zur 2. Lieferung, Karte NF 13–24. Marburg, N. G. Elwert-Verlag, 1963. S. 233–528, Abb. 26–61.

Als vor einigen Jahren aus dem Kanton Bern eine Konservenbüchse mit Einräpplern, die sich über einem Sarg befand (offenbar nachträglich im Verstohlenen dorthin gelegt), in das Schweizerische Museum für Volkskunde kam, und als erst kürzlich ein spätmittelalterliches Vorlegeschloss aus einem jüdischen Grab ebenfalls dorthin gelangte, waren uns nur Einzelangaben über derartige Grabbeigaben bekannt, aber zuverlässige Gesamtangaben besassen wir nicht. Nun bringt das neue Erläuterungsheft zum deutschen Volkskunde-Atlas alles nur wünschbare Material hiezu. Allein schon wegen der umfassenden Literaturangaben lohnt sich das Studium des Heftes. Die eine Hälfte hievon wird von *Matthias Zender* bestritten, der in klar unterteilten Einzelabschnitten das Thema der Grabbeigaben ausführlich behandelt. Die Frage 163 des alten Atlas gehört zu den wenigen, die man auch nach der Kenntnis des Gesamtmaterials kaum wesentlich anders formuliert hätte, d. h. also, dass sie sehr glücklich abgefasst war und dementsprechend auch ertragbringend beantwortet werden konnte. In der Auswertung hat Zender einzig das weggelassen und für später aufbehalten, was nur für das Begräbnis von Ledigen galt. Die einzelnen Kapitel, wie sie auf den Karten ausgebreitet und im Heft eingehend erläutert sind, befassen sich mit der Bezeichnung des mitgegebenen Geldes, der Totenmünze, mit der Zahl und Art dieser Münzen (es gibt auffällige Gegenden für eine ungerade Zahl), mit ihrer Verbreitung (interessant, dass auch für Juden die Totenmünze mehrfach belegt ist) und mit dem für solche Geldbeigaben üblichen Brauchtum (Münze in den Mund legen, auf die Augen legen, dem Toten in die Hand geben). Dann werden die Grabbeigaben selbst untersucht und geordnet. Es gibt z. B. Nahrungsmittel (Brot; Brot und Salz) und zugehörige Gebrauchsgegenstände, wie Teller, Löffel, Messer, ferner Genussmittel und zugehörige Gegenstände, bei denen oft als tragende Idee im Vordergrund steht, dass der Lieblingsgegenstand des Verstorbenen, von dem er sich zeit seines Lebens nicht trennen konnte, ihn ins Grab begleiten solle. Als weitere Grabbeigaben können nachgewiesen werden: Waschzeug, Kamm und Bürste; Obst, insbesondere Zitrone; Blumen und Pflanzen (offenbar gehörten Blumen ursprünglich zur Beerdigung von Ledigen); Gegenstände religiöser Art: Gesangbuch, Kreuze, Rosenkranz, Kerze, Palmzweig, Medaille, Skapulier, Fläschchen mit Weihwasser. Schwierig zu beantworten ist die Frage nach dem Zweck der Grabbeigaben; denn nur ein Bruchteil der Zettel enthält Antworten hierauf. Bei allzu neugierigen Fragen erklärt Zender – und wir wissen ihm Dank für seine Formulierung: «Jeder Volkskundler wird für Zurückhaltung Verständnis haben, ja sie begrüssen, selbst wenn ihm in diesem oder jenem Falle die letzte Erkenntnis versagt bleiben sollte» (S. 331). Im Einzelfall mag die Grabbeigabe gemeint sein als symbolische Ablösung des Eigentums des Toten, oder zur Verwendung im Jenseits, oder sie mag ihren Grund finden in der Furcht vor der Wiederkehr des Toten und also magischen Charakter haben. Ein eigener Abschnitt ist den Grabbeigaben und der Bekleidung der toten Wöchnerin gewidmet. Für die Volksreligion sind sehr aufschlussreich die ausgesprochenen Verbote für bestimmte Grabbeigaben; denn mit ihnen könnte der Tote Macht über die Lebenden haben und zum Wiedergänger werden.

Eine Karte zeigt die Allerseelengebäcke. Sie ist bearbeitet von *Jutta Prinz*. Die Karte beruht auf der Frage nach Name, Herstellungsstoffen und Form dieser Gebäcke; nach der Funktion wurde nicht gefragt. Bei der Bearbeitung der Karte konnte immer wieder auf die Arbeiten von E. Burgstaller verwiesen werden.

Die zweite Hälfte des Heftes bringt den ersten Teil der Karten zum Totenmahl. Die einzelnen Abschnitte stammen von *Gertrud Frauenknecht* und *Günter Wiegelmann*. Es

sollen die räumlichen Unterschiede in der Grundkonzeption des Leichenmahles herausgearbeitet werden. Ganz allgemein werden zunächst die Fragen nach der Tageszeit der Begräbnismahlzeit erörtert, dann die Speisevorschriften und Fastenspeisen beim Totenmahl und die Spendspeisen für die nicht am Mahl Teilnehmenden. Die weiteren Karten zeigen die verschiedenen Gebäcke beim Totenmahl, aufgeteilt in Kuchen, Brote und geformte Gebäcke, dann die dabei üblichen Getränke: Kaffee, Tee und alkoholische Getränke (Bier, Branntwein, Wein). Von grosser landschaftlicher Verschiedenheit sind die beiden letzten Karten, welche die beim Totenmahl verwendeten warmen Speisen und die Brotspeisen aufweisen. Wildhaber

Atlas von Oberösterreich. Im Auftrag der oberösterreichischen Landesregierung hrsg. vom Institut für Landeskunde von Oberösterreich. Linz, Verlag des Institutes für Landeskunde von Oberösterreich, 1958ff. 2. Lieferung: Erläuterungsband S. 151–206 und Kartenblätter 38–40, bearbeitet von *Ernst Burgstaller*.

Im Auftrag der oberösterreichischen Landesregierung erscheint seit 1958 ein «Atlas von Oberösterreich». In diesem «Gesamtatlas» eines Landes befinden sich auch einige Volkskundekarten. Sie sind bearbeitet und durch ausführlichen Begleittext erläutert von Ernst Burgstaller, dem ausgezeichneten Kenner seines Landes und dem wohl erfahrensten Atlasspezialisten, den Österreich heute besitzt. Die drei Karten der ersten Lieferung umfassten als Themen Allerseelengebäck, Umrittsbrauchtum, Burschenschaften, Nikolausbrauchtum; sie wurden in dieser Zeitschrift (57 [1961] 53) von W. Escher besprochen. Die zweite Lieferung bringt wiederum drei hochinteressante Karten, welche gelegentlich mit grosser Eindrücklichkeit die Stellung des Landes Oberösterreich als Brückenlandschaft – aber ebensosehr als Trenngebiet – zwischen den grossen Kulturräumen in Ost und West zeigen. Die diesmal behandelten zwei Themenkreise heissen: Leonhardi-Wallfahrten und -Umritte und Weihnachtsbrauchtum: Thomas, Weihnacht, Dreikönig. Der Begleittext bringt Ergänzungskarten, Photos und – was besonders hervorgehoben sein soll – wertvolle Literaturangaben zu den jeweiligen Gebieten. In den meisten Fällen halten die Karten den Zustand um 1930 herum fest; der Begleittext weist dann sehr schön die weitere Entwicklung und die heute sichtbaren Tendenzen auf, so dass aus der rückblickend historischen Karte eine lebendige, fluktuierende Linie wird. Viel Material wird von Burgstaller zum erstenmal, aus eigenen Erfragungen, dargeboten. Die Themen werden möglichst weit gefasst; so umschliesst z.B. das Kapitel über die «Leonhardi-Wallfahrten und -Umritte» die Gebäcke zum hl. Leonhard, in denen sehr anschaulich seine verschiedenen Patronatsfunktionen zum Ausdruck gelangen, die Verbreitung der Statuen und Altäre, die Wallfahrten mit den 33 Angaben für Oberösterreich (Grund und Zeit; Anzahl der Pilger; Opfer: Wachs, Votivbilder, Eisen). Der hl. Leonhard wird auch als Heiratsvermittler angerufen und zu diesem Zweck in die Zehen gebissen. – Das Thomasbrauchtum ist so verschieden, dass Unterscheidungen zwischen geisterhaften Wesen und blossen Maskierungen oft gar nicht mehr möglich sind, weil die Angaben zu ungenau und zu unsicher sind. Die Orakel sind die auch anderweitig üblichen Heiratsorakel (Baumorakel, Bettstatt treten, Schuh werfen); sie überschneiden sich mit dem Andreasbrauchtum. – Bei der Behandlung der Weihnachtsgebäcke kann Burgstaller seine überlegene Kenntnis der Gebäcke ausbreiten. Für das eigentliche weihnächtliche Brauchtum weist er zunächst auf die Wandlungen in der Einstellung zum Weihnachtsbaum hin: durchgängige Einführung des Christbaumes und des Adventkranzes; Zurücktreten des goldenen Rössels als Gabenbringer. Der Stephanstag gilt in Oberösterreich als einer der hauptsächlichsten Tage, an denen man Besuche macht. Der hl. Stephan ist auch Pferdepatron (wozu seine Vita nicht den geringsten Anlass bietet), so dass an seinem Tage Umritte stattfinden, teilweise verbunden mit Maskierungen. Im Brauchtum tritt sehr stark die Grosse Rauhnacht hervor, die Nacht vor dem Dreikönigstag. Schiessen und Räuchern gehören in diese Nacht. Das Dreikönigsbrauchtum fällt durch die Fülle von Masken auf, welche entweder als einzelne Heischegänger oder dann in Gruppen von Rauhnachtsingern und Glöcklern herumziehen. – Für 1965 ist als Abschluss des Werkes die Lieferung 3/4 angezeigt. Wildhaber

Festschriften

Brüder Grimm Gedenken 1963. Gedenkschrift zur hundertsten Wiederkehr des Todestages von Jacob Grimm. Gemeinsam mit *Gerhard Heilfurth* hrsg. von *Ludwig Denecke* und *Ina-Maria Greverus*. Marburg, N. G. Elwert Verlag, 1963. X, 610 S., 16 Bildtafeln.

Die traditionsreichen «Hessischen Blätter für Volkskunde» sind in ihrem 54. Bande den Brüdern Grimm, den grossen Söhnen des Landes Hessen gewidmet. Der Aufsatzteil dieses Jahrganges ist auch separat im Buchhandel erschienen und darf Anspruch darauf erheben, an dieser Stelle besonders gewürdigt zu werden. Die Herausgeber konnten Wissenschaftler aus Deutschland, Europa und Übersee zur Mitarbeit an einer bemerkenswerten Gedenkschrift gewinnen, die das Leben der Brüder Grimm, ihr Werk und die Wirkung desselben auf die Nachwelt aus mancherlei Blickwinkeln neu zeigen. Der Band vereint 25 Beiträge; davon sind drei in englischer und einer in französischer Sprache abgefasst. Die einzelnen Aufsätze sind von unterschiedlicher Länge und ebenso auch von recht unterschiedlicher wissenschaftlicher Bedeutung. Bei einigen Beiträgen ausländischer Forscher vermisst man mitunter die Hand des Redaktors, der durch geringfügige Eingriffe oder Umstellungen den deutschen Text hätte lesbarer gestalten können.

Der Inhalt des Bandes gliedert sich in drei Teile: Im ersten Abschnitt finden sich Beiträge zur Lebens- und Familiengeschichte der Brüder Grimm, die zum Teil mit beachtenswerten und bisher unbekannten Brief- und Bilddokumenten aufwarten können. Hervorgehoben seien die beiden umfangreichen Studien von *A. Höck* über «Die Brüder Grimm als Studenten in Marburg» und von *W. Hansen* über «Die Brüder Grimm in Berlin». Die Lektüre des ersten Teils der Gedenkschrift vermittelt einen ausgezeichneten Eindruck von der Gestalt der beiden Brüder, von ihren Eigenarten, ihrer menschlichen Haltung und wissenschaftlichen Auffassung, von den Gemeinsamkeiten und Unterschieden zwischen Jacob und Wilhelm. – Der zweite Teil ist den Beziehungen der Brüder Grimm zum Ausland und der Bedeutung ihres Werkes für die Entwicklung der europäischen Volkskunde als Wissenschaft gewidmet. Die hier vereinten Beiträge informieren über das Bemühen der Brüder, das ganze Gebiet der germanischen Sprachgeschichte und Altertumskunde zu erfassen, bei ausländischen Freunden und Fachgenossen die Erforschung dieser Gebiete anzuregen und in die Wege zu leiten. Diese wissenschaftsgeschichtlich-organisatorische Bedeutung der Grimms ist ein wichtiger Aspekt der hier vorliegenden Studien; er wird durch einen zweiten ergänzt: Die Brüder Grimm, besonders Jacob, waren mehrere Jahrzehnte lang der geistige Mittelpunkt der europäischen Sprachforschung, ihr Urteil wurde von allen Seiten angerufen, ihre Meinung war als die unbestrittener Autoritäten in vielen Fällen massgebend und nahezu kanonisch. Hunderte von Fäden liefen in Kassel und Göttingen, später in Berlin zusammen, und Anregungen strahlten von hier in alle Himmelsrichtungen aus. Die deutsche Grimm-Forschung darf für diese 10 Beiträge sehr dankbar sein; sie werten das in den umfänglichen Briefeditionen von *Schoof*, *Schulte Kemminghausen* u.a. neuerdings zugänglich gemachte Material aus und bringen manche Erkenntnis für den Wandel des Grimm-Bildes im Laufe von mehr als hundert Jahren. Wir müssen es uns leider versagen, die Beiträge im einzelnen hier aufzuführen. Erwähnt sei lediglich, dass für die Schweiz der derzeitige Chefredaktor des schweizerdeutschen Wörterbuchs *Hans Wanner* mit einer Studie über «Beziehungen zwischen den Brüdern Grimm, ihrem Wörterbuch und der schweizerdeutschen Dialektgeographie» zu Worte kommt. Er zieht überraschende Parallelen zwischen der Entstehung des Deutschen Wörterbuchs und der des Schweizerischen Idiotikons, ohne jedoch die selbständige Entwicklung und Bedeutung der beiden Lexika zu verleugnen. – Ein dritter abschliessender Teil befasst sich mit dem Einfluss der Grimmschen «Kinder- und Hausmärchen» auf die Literatur und Volksdichtung Englands, Amerikas, Frankreichs, Ungarns, Japans und Sardiniens. Die Autoren bestätigen die bekannte Tatsache, dass die Grimmsche Märchenausgabe weitreichenden Einfluss entfaltet hat und in vielen Ländern den Beginn der wissenschaftlichen Sammlung authentischer Volksüberlieferungen veranlasste.

Der Gedenkband stellt eine beachtliche Gemeinschaftsleistung der Volkskunde dar, die in Jacob und Wilhelm Grimm auch heute noch die Begründer und vorbildlichen Förderer

ihrer Disziplin sieht. Zweifellos hätte der Band – bei der Fülle der darin erwähnten Namen – durch die Beigabe eines Registers noch gewonnen. Rolf Wilh. Brednich, Freiburg i. Br.

Märchen, Mythos, Dichtung (*Festschrift zum 90. Geburtstag Friedrich von der Leyens* am 19. August 1963). München, Verlag C. H. Beck, 1963. XIV und 519 S.

Ist schon der Umfang dieser Festschrift ungewöhnlich, so dürfte sie überhaupt ein Unikum darstellen, was den von ihr gefeierten Geburtstag betrifft. 29 Autoren, darunter auch zwei aus der Schweiz (Maria Bindschedler und Max Lüthi), haben in wissenschaftlichen Aufsätzen dem bedeutenden Germanisten, der sich als Märchenforscher und -herausgeber auch um die Volkskunde so verdient gemacht hat, ihre Dankbarkeit bezeugt. Eine Auswahl lässt sich bei dieser Besprechung nicht umgehen; dabei soll uns nicht der Umfang der Beiträge, der zwischen 3 und 39 Seiten schwankt, sondern das volkskundlich Bedeutsame massgebend sein. Germanistisch interessierte Leser können wir nur eben darauf hinweisen, dass der schön gedruckte Band auch literarhistorische Beiträge enthält, die von der altisländischen Dichtung bis zu Thomas Mann reichen.

Als besonders ergiebig betrachten wir die Studie von *Séamus Ó Duilearga* über "Irish Tales and Story-Tellers": Sie enthält reichhaltige Angaben über Erzählsituation, Repertoire und Erzähler (fast nur männlichen Geschlechts), ferner die wichtige Beobachtung, dass die Sprachgrenze (die im Falle Irlands mit der Kulturgrenze identisch ist) nicht einen unbeschränkten Austausch der Erzähltypen gestattet. – Anregend wie immer, erwägt *Hermann Bausinger* «Möglichkeiten des Märchens in der Gegenwart», wobei er sich nicht scheut, das heisse Eisen der «Archetypen» C. G. Jungs zu berühren. – Vom Fortleben antiker Vorstellungen handelt der Aufsatz «Die Moiren als funktioneller Faktor im neugriechischen Märchen» von *Georgios Megas:* Die alten Schicksalsgöttinnen entsprechen heute ziemlich genau den Feen des Westens. – Für bemerkenswerten Kulturkontakt mit dem Osten zeugt ein sardisches Legendenmärchen, das *Felix Karlinger* untersucht. Reiches Material zur Legende und zu ihren antiken Voläufern bringt *Joseph Krolls* Beitrag «Das Gottesbild aus dem Wasser». – Glänzend entwirrt *Walter Haug* im Aufsatze «Theodorichs Ende und ein tibetisches Märchen» ein kompliziertes Motivgespinst, zu dem auch eine Walliser Sage gehört. – Einige Untersuchungen befassen sich auch mit Erzählgut in Liedform. *Alois Schmaus* weist nach, dass nach Italien exilierte Albaner heimisches Liedgut treuer bewahrt haben als das Mutterland. Mit grosser Gelehrsamkeit untersucht *Lutz Röhrich* die Parallelen zu einer schwedischen Ballade, die davon handelt, dass ein Mann ins Wasser geworfen wird, um die rasende See zu besänftigen; der Verfasser kommt zum Schluss, dass solche Lieder «ein wirklichkeitsgetreues Abbild älterer Bräuche» vermitteln könnten. Herders Ballade «Herr Oluf», dem Vorläufer von Goethes «Erlkönig», widmet *Hinrich Siuts* eine nicht weniger kenntnisreiche Studie; er verweist beiläufig auch darauf, wie bedeutsam Schulliederbücher für die Vermittlung bestimmter Lieder sein können. – Kostbare «Rätselzeugnisse in barocken Predigtwerken» führt *Elfriede Moser-Rath* vor; ihre Quellen enthalten auch einige Hinweise darauf, in welchen Situationen das Volk Rätsel aufzugeben pflegte. – Mit schwierigen Problemen altgermanischer Mythologie, wo vor allem immer wieder die Frage auftaucht, ob es sich um genetische oder um «archetypische» Zusammenhänge handelt, befassen sich die Aufsätze von *Hans Fromm* über den finnischen Lemminkäien und den nordischen Gott Baldr und von *Kurt Schier* über die altisländischen Kosmogonien. Auch für die Volkskunde der Schweiz verdient Schiers Vermutung alle Beachtung: «Sollten nicht einige der zahllosen heiligen Bäume an einer heiligen Quelle ein Abbild des kosmischen Baumes im Urmeer sein?» – Einen wichtigen Beitrag zum Zauberwesen bringt schliesslich der Aufsatz von *L. L. Hammerich* über den «Zauberstab aus Ripen» in Dänemark: Es handelt sich um einen mit Runen beschriebenen Stab aus dem 14. Jahrhundert; der Text ist christlich tingiert, aber seinem Wesen nach heidnisch. – Mit diesen Hinweisen ist, wie gesagt, der Reichtum dieses Festbandes längst nicht ausgeschöpft.

Trümpy

(*Hermann Bausinger* als Herausgeber und Mitverfasser,) Zur Geschichte von Volkskunde und Mundartforschung in Württemberg. Helmut Dölker zum 60. Geburtstag. Tübingen, Tübinger Vereinigung für Volkskunde, 1964. 317 S., ill. (Volksleben, 5).

Wer sich diese umfangreiche, schöne und sinnvolle Geburtstagsgabe für den verdienten ehemaligen Vorsitzenden des ehemaligen Verbandes der Vereine für Volkskunde erschliessen will, braucht zuerst einmal ein gutes Taschenmesser, um die vier wuchtigen Heftklammern, die dem Leser das richtige Öffnen des Bandes verunmöglichen, herauszupräparieren. Stösst man später auf Berichte über Gelehrtenschrullen und erfährt man, dass Anton Birlinger (1834–1891) sogar Figur der Volkssage geworden ist, so vermindert sich der Ärger über den Buchbinderstreich, und man goutiert ihn als neues Schwankmotiv aus Schwaben. – Wie Dölker selbst sind die württembergischen Volkskundeforscher fast ausnahmslos seit den Anfängen am Ende des 18. Jahrhunderts von der Germanistik her gekommen. Diese Persönlichkeiten, soweit sie nicht mehr zu den Lebenden gehören, von verschiedenen Schülern und Freunden des Jubilars würdigen zu lassen, war der ebenso originelle wie fruchtbare Gedanke des Herausgebers. Damit ist der Anfang zu einer DVB (Deutsche Volkskundlerbiographie) gemacht; die beigefügten Schriftenverzeichnisse vermitteln zugleich eine wertvolle Bibliographie der älteren Forschung. Dass weder den hier vereinten Gelehrten noch deren Würdigungen das gleiche Gewicht zukommt, versteht sich von vorneherein. Unverkennbar ist bei allen 16 Mitarbeitern die Absicht, die kritische Distanz nicht zu verlieren und ja nicht in Heldenverehrung zu machen, was denn dazu geführt hat, dass wir aus der Ferne die vor uns ausgebreitete *vie intime* des Germanisten Bohnenberger kaum mehr geniessen können. Lieber hätten wir mehr von seinen regen Beziehungen zur Schweiz vernommen. Von solchen Beziehungen ist sonst mehrfach die Rede (so bei Graeter, Uhland und Ernst Meier), und schon darum hat der Band für uns Bedeutung, aber darüber hinaus verschafft einem ja die Forschungsgeschichte immer wieder die Möglichkeit, sich über den eigenen Standort Klarheit zu schaffen. Mit besonderer Freude sei die Aufwertung aufklärerischer Bemühungen um Erforschung des Volkes konstatiert; Bausinger hat sich kürzlich noch an anderer Stelle im gleichen Sinne geäussert und auf die Bedeutung der Quellen des 18. Jahrhunderts hingewiesen[1]. Trümpy

Bibliographie des œuvres d'Arnold Van Gennep, publiée par K. Van Gennep. Paris, Editions A. & J. Picard & Cie., 1964. 93 S., 1 Photo.

Sieben Jahre nach dem Tode des grossen und überlegenen Volkskundeforschers bringt der Verlag Picard, bei dem auch die Bände des «Manuel de folklore français contemporain» erschienen sind, eine ganz ausgezeichnete Bibliographie seiner Arbeiten heraus. Sie ist besorgt von der Tochter des Verstorbenen, Bibliothekarin in Epernay. Wie sehr der Name «Van Gennep» mit der Geschichte der Volkskundeforschungen in Frankreich und in Europa verbunden ist, zeigen nicht nur die liebevoll geschriebene, kurze und sachliche Biographie, sondern vor allem die lange Reihe der Bücher und Aufsätze, die mit dem Jahre 1894 einsetzt und mit 1955 aufhört (wozu dann noch der 1958 posthum erschienene Band des Manuel kommt). Mehrere Indices erleichtern die Benützung: Liste der Zeitschriften mit Van Genneps Buchbesprechungen, Index der in Titeln erwähnten Eigennamen, Index der geographischen Namen, Sachindex und endlich eine Liste aller erwähnten Zeitschriften. Ein schöner Beitrag zur Geschichte unserer Disziplin in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Wildhaber

Horae Soederblomianae. (Travaux publiés par la Société Nathan Söderblom). VI: Pistis kai erga. Lund, C. W. K. Gleerup, 1964. 123 S.

In dieser vom Theologischen Institut an der Universität Uppsala herausgegebenen Festschrift für Rafael Gyllenberg finden sich zwei Aufsätze, welche dem Gebiet der religiösen Volkskunde angehören und die hier angezeigt werden sollen. *Carl-Martin Edsman* schreibt über «Die weise Jungfer. Texte zur Geschichte schwedischer Volksfrömmigkeit und Heilkunde aus dem 18. Jahrhundert», S. 82–104. Es handelt sich um die Wiedergabe

[1] Hermann Bausinger, Philipp Ludwig Hermann Röders «Geographie und Statistik Wirtembergs» – Eine Topographie der Aufklärungszeit als volkskundliche Quelle, in: Berichte zur Deutschen Landeskunde 31 (1963) 447ff. Vgl. auch Dieter Narr – Hermann Bausinger, «Volkskunde» 1788, in: Zeitschrift für Volkskunde 60 (1964) 233–241.

von Referaten der Gerichtsprotokolle (die ursprünglichen Gerichtsbücher sind verschwunden) eines Prozesses aus den dreissiger Jahren des 18. Jahrhunderts gegen Catharina Fagerberg, die als «weise Jungfer» galt. Edsman legt in dieser ersten Mitteilung lediglich das vorhandene Prozessmaterial in den Originalsprachen schwedisch und deutsch vor (die deutschen Pietistenkreise interessierten sich lebhaft für den Prozess, daher gibt es mehrere deutschsprachige Handschriften); einen sachlichen Kommentar behält er sich für später vor. Beinahe interessanter als das Wirken der weisen Jungfer als Gesundbeterin und Gottesbeauftragte ist die Stellungnahme der Geistlichkeit und der Behörden ihrem Einfluss gegenüber. Protestantischer Pietismus und protestantische Aufklärung haben sich miteinander auseinanderzusetzen. – *Haralds Biezais*, dem das Gebiet der lettischen Mythologie durch seine früheren Studien vertraut ist, schildert «Das heilige Ernteopfermahl der Letten», S. 37–53. Er geht aus von einigen lettischen Dainas, in denen man Spuren sakraler Gastmähler erblicken kann, die auf Pērkons, den Förderer der Fruchtbarkeit, hinweisen. Zur Stützung seiner Ansicht und zur Beantwortung der in den Daina-Texten offen gebliebenen Fragen befasst sich Biezais im folgenden mit den Dankesopfern nach der Einbringung der Ernte bei Ackerbauvölkern ganz allgemein. Kennzeichnend für diese Feste sind das aus dem zusammengeschütteten Korn gebraute Bier und der Wunsch nach Sicherung des Wohlstandes für das nächste Jahr (die Feste finden im November statt). Während sich in der Tradition der Letten bei diesen herbstlichen Opferfesten der Name des Gottes Pērkons erhalten hat, haben sich im entsprechenden skandinavischen Brauchtum an seiner Statt christliche Vorstellungen eingebürgert. Wildhaber

Monographien

Paul Hugger, Werdenberg, Land im Umbruch. Eine volkskundliche Monographie. Basel, Verlagsbuchhandlung G. Krebs, 1964. 193 S., 39 Abb. (Schriften der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, 44).

Der Verfasser hat das Beobachtungsfeld für seine zweite Ortsmonographie im oberen st. gallischen Rheintal ganz im Osten der Schweiz gewählt. Das heutige Werdenberg, das Kerngebiet der aus montfortischen Besitz hervorgegangenen mittelalterlichen Grafschaft Werdenberg-Heiligenberg mit dem gleichnamigen Herrschaftsstädtchen und den grossen Dörfern Buchs und Grabs, weist einerseits ein durch die Geschichte geprägtes einheitliches Gefüge auf, lässt andrerseits aber auch eine durch die Gebirgslage bedingte Vielgestaltigkeit erkennen: Talsiedlungen verschiedener Formen (das historische Landstädtchen Werdenberg, die Bauern- und Strickerdörfer Grabs und Buchs mit ihrem alten bäuerlichen Teil und dem neuentstandenen internationalen Umschlagplatz), die Hangsiedlungen des Studner- und Grabserberges mit ihren Einzelhöfen, der Waldgürtel und endlich die Alpregion. Werdenberg ist überdies trotz aller modernen Einflüsse noch immer als eine Reliktlandschaft zu betrachten, die volkskundlich bisher so gut wie gar nicht bearbeitet worden war. – Hugger hat sich also einer in vieler Hinsicht interessanten Überlieferungslandschaft zugewandt, wo er sein erprobtes Talent des Feldforschers einsetzen konnte. Nach einer persönlichen Vorbefragung im Herbst 1961 hat er auf zwei Kundfahrten in den Jahren 1962 und 1963 von 101 Gewährsleuten in 204 Sitzungen alle jene unzähligen Fakten erheben können, die – unterstützt von verschiedenen literarischen und archivalischen Bezeugungen – zusammen «das Lebensbild einer Talgemeinschaft» ergeben haben, «das in aller Farbigkeit jene Zeit heraufbeschwört und vor Augen führt, die vor dem grossen Zerfall lag.» Hier liegt klar der Akzent des Buches. Etwa drei Viertel des Seitenumfanges nimmt die Schilderung des Werdenberger Volkslebens ungefähr in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein, als die von Überlieferung und Gemeinschaft bestimmten Daseinsformen noch nicht die vermeintlichen Störungen der Gegenwart erlitten hatten. In diesem – mit «Damals» betitelten – Hauptteil des Buches gelingen dem Verfasser ausgezeichnete Einzeldarstellungen, die vor allem durch die mundartliche Wiedergabe von zahlreichen Selbstzeugnissen seiner Gewährsleute sehr lebensvoll wirken. Ohne hier allzu sehr auf Einzelheiten eingehen zu können, sei doch z. B. auf den Abschnitt über die «Lehrzeit und Walz» der Handwerksburschen (S. 48–55) hingewiesen, in dem die geradezu ro-

manhaft wirkende Schilderung der Wanderzeit eines Grabser Schreiners aufgenommen ist. Überhaupt zeichnet Hugger im Kapitel «Stufen des Lebens» das alltägliche und werktätige Leben (Jugendspiele, Schulzeit, Stubetihäuser, Ernährung, Kleidung, Wohnung, Nachtwächter, Waschtag, «Putzete» am Samstag u.a.) mit derselben Eindringlichkeit wie die aussergewöhnlichen und festlichen Ereignisse im Menschenleben (Geburt und Taufe, Konfirmation, Tanztag, Verlobung und Hochzeit, sonntäglicher Kirchgang, Abschied vom Leben usw.). Die konfessionellen Unterschiede zwischen den protestantischen Gemeinden der alten Herrschaft Werdenberg und der kleinen katholischen Enklave Gams sowie den gleichfalls altgläubigen Nachbarn in Liechtenstein bekunden sich nicht nur im sogenannten «Dörfligeist» und den aus diesem hervorgegangenen Ortsübernamen, sondern kommen im festlichen Jahresbrauch besonders deutlich zum Ausdruck. Das Werdenberger Jahr verläuft in einer gewissen Einförmigkeit. Wohl gibt es die einfachen Formen des Arbeits- und Jahresbrauches (gemeinsames Maisschälen, «Usschellete», im Herbst; «Metzgete» im Spätherbst; Weihnachten; Lärmen der Buben zu Silvester, «Altjöörle»; Heischen und Göttigeschenke zu Neujahr; Feuerbrauch am «Flaggelesunntig»; Ostereier), doch fehlen die glanzvollen Höhepunkte der kirchlichen Feiern mit ihren volksreligiösen Bräuchen, und auch das weltliche Brauchtum wie etwa das Fastnachtstreiben erreicht in den strengeren evangelischen Dörfern längst nicht jene Buntheit wie z.B. bei den Gamsern, die man deshalb auch gerne als ein leichtsinniges Völkchen betrachtet. Gute Schilderungen der bäuerlichen Arbeit und des landwirtschaftlichen Gerätes enthält das Kapitel über «Das Bauernjahr», wo der Verfasser in den Abschnitten «Ackerbau», «Obstbau», «Viehwirtschaft» und «Waldarbeit» die Vielfalt der bäuerlichen Wirtschaften dieser Gegend zu berücksichtigen hatte. Dem «Alpwesen» auf den Gemeindealpen von Buchs und Grabs, das im Werdenberger Land eine beträchtliche Rolle im Bauernleben spielt und das in den noch heute geltenden Eigentums- und Nutzungsverhältnissen eigenartige und sehr altertümliche Formen besitzt, hat der Verfasser aus seinem eigenen Erleben heraus sicherlich sein bestes Buchkapitel gewidmet. Aber auch «Die Stricker» wurden entsprechend ihrer grossen Bedeutung für die frühzeitige Umstrukturierung der bis in das letzte Viertel des 19. Jahrhunderts vorherrschend bäuerlichen Wirtschaft der Rheintalgemeinden in halbindustrielle Ansiedlungen eigens behandelt. Dem sehr liebevoll gemalten Bild des «Damals» stellt der Verfasser die pessimistische Skizze «Und Heute» gegenüber, in der auf nur noch 15 Seiten die Zerfallstendenzen (Nivellierung, Kommerzialisierung, Rationalisierung, geistige und seelische Wandlungen) exemplifiziert werden. Das Buch ist reichlich mit Bildern versehen, die fast durchwegs vom Verfasser selbst stammen. Eine Bibliographie und ein Wortregister erweisen sich als nützlich. Klaus Beitl, Wien

Suzanne Tardieu, La vie domestique dans le Mâconnais rural préindustriel. Paris, Institut d'Ethnologie (Musée de l'Homme, Palais de Chaillot, Place du Trocadéro), 1964. 539 S., 525 Abb. auf Taf. (Université de Paris. Travaux et Mémoires de l'Institut d'Ethnologie, 69). Fr. franç. 120.

Man würde zunächst glauben, das Mâconnais sei durch die zahlreichen Arbeiten von G. Jeanton und E. Violet recht ausführlich, wenn nicht sogar erschöpfend behandelt worden. Aber das prächtige, ganz vorzügliche Buch von Suzanne Tardieu belehrt uns eines Besseren. Die Verfasserin ist natürlich auch durch ihre langjährige Mitarbeit am Musée des Arts et Traditions populaires in Paris besonders geeignet zu einem derartigen regionalen Überblick über die Lebenshaltung der Bewohner. In der Darstellung des häuslichen Lebens dieses verhältnismässig eng begrenzten, übersehbaren Umkreises glaubt die Verfasserin das Gebiet zu sehen, welches am besten die Lebensform einer Gegend zu einer bestimmten Zeitepoche widerspiegelt, denn das «häusliche Leben» ist eng mit dem Individuum verbunden, es ist der Ausdruck seines Geschmackes und seiner materiellen Möglichkeiten. Mit den beiden Adjektiven «rural» und «préindustriel» begrenzt S. Tardieu ihre Aufgabe räumlich und zeitlich. Methodisch geht sie auf eine interessante Weise vor: sie arbeitete das archivalische Material auf ihre Gesichtspunkte hin durch und stellte die daraus gewonnenen Resultate den durch Augenschein und Befragung erhältlichen Ergeb-

nissen gegenüber. Sie betont ausdrücklich, es sei für Frankreich «premier essai d'une méthode de confrontation des faits avec les documents». In mühsamer Arbeit hat sie die verschiedenen Inventare, wie sie meist bei Erbschaften und Nachlässen aufgestellt wurden, die Heiratsverträge mit der Aufzählung des Heiratsgutes, Kaufverträge und ähnliche Listen durchgearbeitet und jegliche Einzelheit daraus notiert. Die Inventare aus verschiedenen Zeitspannen erlauben die zeitlichen Veränderungen und die Gleichheiten festzustellen; sie erlauben es auch, sich ein Bild zu machen über die mehrfachen Funktionen, welche ein und dasselbe Objekt übernehmen kann oder muss. Ein erster Teil gibt eine Beschreibung des Lebensganzen in seiner Einheit. Dieser Teil ist methodisch klar gegliedert und aufgebaut; es werden uns zunächst die «verschiedenen häuslichen Funktionen mit ihren Ausstattungsgegenständen» vorgeführt: Herd, Cheminée, Wärme, Feuer; Beleuchtung; Wasser; Nahrung (Beschaffung, Zurüstung, Aufbewahrung); häusliche Arbeiten und Hausfleiss; Abendsitze. Darauf bauen sich nun die folgenden Überlegungen auf: woher kommen diese Ausstattungsgegenstände, wer fabrizierte sie, wo und wie wurden sie fabriziert? Es geht also um das dörfliche Handwerk und die verschiedenen Handwerker; auch die Störarbeiter und die kleinen Wanderhandwerker und die Hausierer finden ihren Platz im Raume dieser Betrachtungen. Ein weiteres Kapitel stellt diejenigen Objekte vor, welche im Zusammenhang mit den Lebensstadien stehen (z.B. Hochzeitstruhe und Hochzeitsschrank). Es wird auch die Frage berührt, wieweit sich eine regionale Charakteristik der Lebenshaltung, etwa auf Grund des Mobiliars oder der Architektur, nachweisen lässt.

Während in diesem ersten Teil die «Milieufunktion» die ausschlaggebende Betrachtungsweise ist, bietet der zweite Teil ein grossangelegtes, alphabetisch geordnetes Repertorium der einzelnen Objekte. In dieses Repertorium werden auch alle Belegstellen, bibliographischen und archivalischen Angaben und Einzelbeschreibungen aufgenommen. Wohltuend ist die überlegene, objektive Beschreibung dieser Objekte unter jeglichem Verzicht auf unwissenschaftliches Gejammer und Wehklagen über «verschwindendes Gut». Den Band beschliessen rund 500 Photos und Zeichnungen (die Photos lassen allerdings gelegentlich an Klarheit der Aufnahme und an einwandfreier Wiedergabe zu wünschen übrig). Einige Photogruppen entrollen beinahe ein filmisches Dokument eines Arbeitsprozesses, so etwa die rund 100 Aufnahmen der verschiedenen Stadien des Brotbackens oder die rund 50 Aufnahmen vom Backen der Waffeln.

Dieses Gesamtbild einer bäuerlichen Lebenshaltung mit allem Drum und Dran entspricht in seiner Nüchternheit und angenehmen Sachlichkeit am ehesten der Darstellung von Annaliese Ohm über die Volkskunst am unteren rechten Niederrhein (Düsseldorf 1960). Wildhaber

Paolo Toschi, Romagna tradizionale. Usi e costumi, credenze e pregiudizi. Prefazione di Aldo Spallicci. 2a edizione riveduta e aggiornata. Bologna, Cappelli Editore, 1963. XLIV 315 S., 17 Abb. (Corpus delle Tradizioni Popolari Romagnole, 1).

Die Romagna kann sich rühmen, die ältesten regionalen Untersuchungen zu volkstümlichen Überlieferungen zu besitzen und darf seit 1952 (als die erste Auflage dieses Werkes erschien) stolz sein, seine Sitten und Gebräuche, seinen Glauben und Aberglauben alter Zeit durch Paolo Toschi in einem sorgfältig gestalteten Bande vereinigt zu sehen. Der zweite Band des Corpus der Romagnolischen Volkskunde enthält Märchen und Sagen, der dritte Volkslieder; hier werden dagegen folgende Texte geboten: 1. Der Dialog XXX aus der «Pratica agraria» (1778) des auch bei uns einstmals gelesenen Naturwissenschaftlers Antonio Battarra. Diese 30. Abendunterhaltung behandelt in aufklärerischem Tone «Sitten, eitle Bräuche und Aberglauben der romagnolischen Bauern». – 2. Die Ergebnisse der napoleonischen Umfrage (1811–1813) über Sitten und Aberglauben im damaligen Département Rubicon. – 3. Das im Jahre 1818 erschienene Buch «Usi e pregiudizj de' contadini della Romagna» des damals in Forlì als Stadtschreiber angestellten Michele Placucci, der sich das napoleonische Material und das Werk Battarras zunutze machte. – 4. Der «Saggio di studi su i proverbi, i pregiudizi e la poesia popolare in Romagna»

(1885–1886) des Advokaten Giuseppe Gaspare Bagli, in dessen neuen Untersuchungen der Geist Pitrès zu spüren ist. – 5. Fünfhundert ungeordnete, aus tausenden ausgewählte Notizen zur romagnolischen Volkskunde von dem 1959 gestorbenen Luciano De Nardis (Livio Carloni).

Toschi hat diese Anthologie durch manchen Beitrag bereichert: Die Einführung stellt die Autoren und ihre Werke vor; ein Zusatz für die zweite Auflage kann als Forschungsbericht über die neuesten Traditionsstudien in der Romagna dienen. Die Bibliographie unterrichtet über die Arbeiten der grossen (De Nardis, Aldo Spallicci) und kleineren regionalen Forscher. Das Ganze wird erfreulicherweise durch einen systematischen und einen alphabetischen Sachindex aufgeschlüsselt. Wieder ein Werk, um das man die Italiener beneiden kann! Rudolf Schenda, Tübingen

Kevin Danaher, Gentle places and simple things. Cork/Ireland, The Mercier Press, 1964. 125 S. (A Mercier Paperback).

Bereits vor zwei Jahren (s. unsere Anzeige in SAVk 59, 1963, 103) hat Danaher eine Sammlung kleiner Zeitschriftenaufsätze als Paperback-Bändchen herausgegeben. Nun folgen im gleichen Verlag und in gleicher Aufmachung 20 weitere Skizzen, die ebenfalls zunächst in einer irischen Zeitschrift publiziert waren. Es gilt das gleiche von der zweiten Serie, was von der ersten gesagt werden konnte: Danaher bewährt sich als glänzender Unterhalter, seine Geschichten treffen den volkstümlichen Ton, sie sind zuverlässig, ob die Angaben nun eigenem Erleben und eigenen Kindheitserinnerungen oder Büchern und Archivmaterial entnommen sind; dazu kommt der höchst vorzügliche, trockene Humor, der nie eine sentimentale Stimmung über die unwiederbringlich vergangenen «guten, alten Zeiten» aufkommen lässt. Danaher plaudert von Wegelagerern und mehr oder weniger edlen Räubern, von sommerlicher Weidewirtschaft, von der typisch irischen Erscheinung der «Whiteboys», von verborgenen und verloren gegangenen Schätzen. Er weiss allerhand Geschichten zu erzählen vom Glauben, der mit Vögeln, Käfern, Insekten und allerhand grossen und kleinen Tieren, mit Pflanzen, Büschen, Bäumen und mit Steinen verbunden ist. Dann hören wir weiter, was man von Zwergen und sagenhaften Wasserwesen weiss, von Geistern und Hexen (die in Irland nie recht Eingang gefunden haben), von Schlössern und versunkenen Städten. – Es soll keine wissenschaftliche Abhandlung geboten werden, aber das Bändchen ist wieder ein schöner Beitrag zur Kenntnis von irischem Wesen und irischer Art. Wildhaber

Adolf Steen, Masi en samebygd [Masi, ein Lappendorf]. Hrsg. vom Norsk Folkemuseum. Oslo, Universitetsforlaget, 1936 (publiziert 1964). 135 S., 39 Fig. Englische Zusammenfassung, Anhang. (Samiske Samlinger, 6).

Die nach modernen volkskundlichen Methoden durchgeführte Studie ist in vier Abschnitte gegliedert: I. Bedingungen der geographischen Lage, II. Bevölkerung und Besiedlung, III. Dispute um die Zugehörigkeit des Masi-Distrikts, IV. Arbeit und Wirtschaft. Der besondere Reiz der in allen Teilen sehr genauen und klar dargestellten Arbeit liegt vielleicht darin, dass für das am Kautokeino-Fluss in Finnmark (Norwegen) liegende Masigebiet neben einem ausführlichen Bericht über die heutigen Verhältnisse auch ein historischer Abriss gegeben wird. Wenigstens soweit, als historische Fakten, die u.a. den Reichsarchiven von Oslo, Stockholm, Kopenhagen, dem Staatsarchiv von Trondheim, den Kirchenarchiven von Kautokeino und Karasjok entnommen sind, überhaupt beigebracht werden können. Offensichtlich ist das Masigebiet mehrmals besiedelt und dann wieder verlassen worden. Die letzte Besiedlungsphase, seit welcher Masi dauernd bewohnt war, geht auf das Jahr 1874 zurück. Heute lebt in Masi eine Mischbevölkerung, an der neben den Lappen auch eingewanderte Finnen einen bestimmenden Anteil haben. Die Umgangssprache ist aber samisch (lappisch). Der Autor weist darauf hin, dass die nomadischen Lappen, die in vielen Fällen Häuser oder Lagerschuppen in Masi besitzen, in der Regel wohlhabender sind als die Anwohner (25 Familien sind Bauern, 7 Familien haben Häuser aber kein Land, 15 Familien sind nomadische Lappen, die Häuser in Masi besitzen).

Während in früheren Zeiten die Jagd auf das wilde Ren an erster Stelle der wirtschaftlichen Aktivitäten stand, ist das Wildren heute im ganzen Distrikt ausgestorben. Die nomadischen Lappen halten zahme Rentierherden, die Anwohner Kühe, Pferde, Schafe und vereinzelt Ziegen; der Anbau von Nahrungspflanzen, namentlich Kartoffeln, tritt dagegen des häufigen Frosts wegen eher zurück. Gern wird auch in den fischreichen Gewässern gefischt. Eine Wende für Wirtschaft und Lebensweise brachte der Zweite Weltkrieg sowie der Anschluss Masis an die grosse Strasse nach Kautokeino, denn seither bringt der Tourismus den Anwohnern zusätzlichen Verdienst, was bei einem durchschnittlichen Jahreseinkommen von rund 4000 Kronen (etwa 2500 Franken) bald einmal ins Gewicht fällt. Die Bevölkerung ist aber an ein karges Leben gewöhnt und versteht es, alle Arbeiten auf eine einfache und praktische Art zu bewältigen. Gerhard Baer

Studies in Japanese Folklore. Hrsg. von *Richard M. Dorson* unter Mithilfe von *Toichi Mabuchi* und *Tokihiko Oto*. Bloomington, Indiana University Press, 1963. IX, 347 S. (Indiana University Folklore Series, 17).

Wenn Dorson in seiner reich befrachteten Einführung zu diesem Sammelband der japanischen Volkskunde erklärt, dass das grossartige japanische Volkskundematerial dem amerikanischen Volkskundler aus sprachlichen Gründen zumeist ein Schloss mit sieben Siegeln bleibe, so gilt das noch viel mehr für den europäischen Volkskundler. Es mag wohl sein, dass das Interesse des Amerikaners an japanischer Volkskunde – schon um der japanischen Einwanderergruppen willen – grösser ist als dasjenige des Europäers, aber sehr viele Europäer haben doch schon recht lange die alte Eingeschränktheit des Begriffes «Volkskunde» in Frage gestellt, und sie sind glücklich über jede Möglichkeit der vergleichenden Auswertung, selbst wenn die Kulturen als solche noch so verschieden sind: von psychologischer und soziologischer Sicht her sind wir alle auf einmal nur noch mehr oder weniger gleich reagierende Menschen. Wie sehr kommt das doch zur Geltung in diesem japanischen Sammelband, den Dorson zusammengestellt hat, nachdem er durch seinen Aufenthalt in Japan in guten Kontakt mit den dortigen Volkskundlern gekommen ist. Seine Einführung gibt einen aufschlussreichen Überblick über die gesamte japanische, volkskundliche Literatur, versehen mit der nötigen Dokumentation. Die folgenden 15 Aufsätze, alle von japanischen Volkskundlern geschrieben, wollen sechs Themenkreise erfassen, meist von der glaubens- und brauchtumsmässigen Seite her. Es geht zunächst um die drei Kulturschichten der Reisbauern, Fischer und Metallarbeiter. Bei den Reisbauern geht es – wie bei allen Agrarvölkern – um Förderung und Wachstum der Frucht: gute Saat, gutes Wetter während des Wachstums, Bekämpfung des Unkrauts und der tierischen Schädlinge, Ernte und Dankfest. Die Riten des Jahresbrauchtums sind samt und sonders auf diese Vorstellungen zurückzuführen (Toshijiro Hirayama). – Hauptsächlich in der Zeit zwischen Ernte und Neujahr kommen «geheimnisvolle Besucher» in die Dörfer; es mögen heute Bettler sein, welche heischend kommen; früher waren es junge Männer aus dem Dorf. Aber die ursprüngliche Bedeutung und die ursprünglichen Formen der Riten bei diesen Besuchen aus dem Jenseits sind nicht mehr bekannt (Ichiro Hori). – Bei Fischern hat sich altes Gut viel zäher erhalten. Eine ausserordentlich anregende Abhandlung, die geradezu zu Vergleichen mit europäischen Fischerkulturen herausfordert, beschreibt ihre Tabus (Tokihiko Oto): das bekannte Verbot zu pfeifen, solange man auf der See ist, besteht auch für japanische Fischer; es gibt Ersatzwörter für gewisse Vorstellungen; interessant die Behandlung von Ertrunkenen. – «Ebisu» ist eine Glücksgottheit, also eine Art «Herr der Fische». Er wird oft in der Form von Steinen verehrt, die entweder angeschwommen kommen oder die vom Grunde des Meeres geholt werden (Katsunori Sakurada). – Ein weiterer Aufsatz stellt solche auf dem Meer treibende Gottheiten einer abgegrenzten Region dar; interessant ist die Art, wie sie an Land gelangen: als Reiter auf Tieren, als Fassreiter, in Booten aus Stein, im Bauch eines Walfischs (Manabu Ogura). – Die Sagen der Metallarbeiter stammen nicht aus Japan; sie dürften vermutlich vom südostasiatischen Festland herübergekommen sein; zeitlich weisen sie noch Züge alten Matriarchates auf (Nobuhiro Matsumoto). – Die fünf folgenden Beiträge befassen sich mit der

Volksreligion. Eigenartiges Material bietet der erste von ihnen, über das doppelte Grab. In einem – später vergessenen – Grab wird der Tote beerdigt, beim anderen werden die Erinnerungsfeiern an ihn abgehalten. Es finden sich auch Spuren des zweiten Begräbnisses[1] (Takayoshi Mogami). – Die übrigen Themen sind Seelenglaube und Totenspeisung (Narimitsu Matsudaira), Hausgötter (Hiroji Naoe), Dorfgottheiten und Volks-Shintoismus (Toshiaki Harada) und die frühere und heutige Stellung der Shinto-Priester (Tatsuo Hagiwara). – Drei weitere Abhandlungen werden unter dem etwas gesuchten Obertitel «Hausfrauen» zusammengefasst. Es geht um früher streng beachtete, heute nur noch teilweise eingehaltene Menstruationstabus (Kiyoko Segawa), um die verschiedenen Systeme, nach denen das Verhältnis eines jung verheirateten Paares zu den beiderseitigen Elternhäusern geregelt wird (Takuzo Omachi) und um eine besondere Form des Märchens vom Schlangenbräutigam (Keigo Seki). – Den Beschluss bildet eine Darstellung der japanischen Knabenschaften. In ihren Aufnahmeriten kennen sie ebenfalls die allgemein verbreiteten Kraft- und Mutproben. In ihrer Funktion sind sie entweder das Regelungssystem für dörfliche Gemeinschaftsarbeit oder dann eine Art «Büro zur Anleitung und Vermittlung von Heiraten» (Taro Wakamori). Wildhaber

Brauchtum und Volksglauben

Gerhard Heilfurth, Das Heilige und die Welt der Arbeit am Beispiel der Verehrung des Propheten Daniel im Montanwesen Mitteleuropas. 2. Aufl. Marburg, N. G. Elwert Verlag, 1965. 31 S., 20 Abb.

Diese Schrift ist das grossartige Ergebnis vierjähriger intensiver Forschung, die den Verfasser nach der Tschechoslowakei, Slowenien, Kroatien, Österreich, Italien und der Schweiz geführt hat. An Hand einer ganzen Reihe bildlicher Darstellungen dieses Propheten, die er in sogenannten Bergbüchern, auf Fresken, Altarbildern oder in Skulpturen vorgefunden hat und die zum Teil erst kürzlich entdeckt worden sind, umschreibt Heilfurth in überlegener Weise die sakrale Bedeutung Daniels als Patron des Bergbaus. Dabei sind seine Hinweise auf den grossen Schatz der Bergmannssagen, deren Motive er eingehend aufzählt, besonders aufschlussreich. Die ausserordentlich reich dokumentierte Schrift trägt somit sehr viel Neues zum faszinierenden Thema der bergmännischen Sakralkultur, ja der Bergmannsvolkskunde überhaupt bei. Der Verfasser schöpft hier aus dem Vollen seines Wissens und schenkt der Bergmannsvolkskunde ein weiteres wissenschaftliches Denkmal. Th. Bühler, Genf

Rolf Wilh. Brednich, Volkserzählungen und Volksglaube von den Schicksalsfrauen. Helsinki, Suomalainen Tiedeakatemia, 1964. 244 S., 2 Abb. (FFC ,193).

Die Arbeit umfasst zwei Teile; einer ist der Untersuchung des Erzählgutes, der andere der des Volksglaubens von den Schicksalsfrauen vorbehalten. Beide Teile basieren auf einer Materialsammlung, die historisch und räumlich weit ausgelegt ist. Von antiken Schicksalserzählungen ausgehend, gelangt Brednich zu orientalischen und schliesslich zu den europäischen Überlieferungen, die er nach Sagentypen vorstellt und behandelt. Dabei erwies sich das Typenverzeichnis als zu eng und wurde in durchaus zu rechtfertigender Weise erweitert. Ein besonders interessantes Ergebnis dieser Untersuchungen ist die Feststellung, dass die Schicksalserzählungen sowohl Sagen- als auch Märchencharakter tragen können; sie bilden eine «natürliche Gruppe von Erzählungen» und «entziehen sich ... einer Einordnung in die beiden Kategorien Märchen und Sage» (S. 220).

Aus einer Fülle von Quellen schöpft Brednich Belege für die volkstümlichen Vorstellungen von den Schicksalsgestalten in den europäischen Ländern und bei verschiedenen ethnischen Gruppen (Griechen, Albanen, Rumänen, Slawen, Zigeuner, Balten, Romanen, Germanen). Dabei ist ausführlich von den Bräuchen die Rede, die sich aus diesen Vorstel-

[1] Man vergleiche hiezu die beiden Arbeiten von Evel Gasparini: Il rito protoslavo della «seconda sepoltura» (Rom 1958) und: La seconda sepoltura presso gli slavi orientali: Annali dell'Istituto universitario orientale; Sezione slava (Neapel 1960) 97–109.

lungen unmittelbar ergeben, vor allem von Speiseopfern. Freilich hätte hier möglicherweise grössere Aufmerksamkeit grössere Zusammenhänge aufschliessen können. Es scheint nicht ganz glaubhaft, nicht einmal wahrscheinlich, dass das ganze, bisweilen hoch entwickelte System von Sicherungsmassnahmen, die nach der Geburt eines Kindes getroffen werden, um es vor Unheil jeder Art zu schützen, nur eine Kümmerform darstellt, die sich entwickelte, als der Sinn der Vollform – der Glaube an die Schicksalsgestalten und der Versuch, sie günstig zu stimmen – nicht mehr verstanden wurde (vgl. etwa S. 178). Eine Zusammenfassung, die Brednich bietet, macht vollends deutlich, dass neben dem Erzähl- auch der Brauchforscher sich dem behandelten Thema zuwenden müsste. Brednich weist mit allem Recht auf die Wechselwirkung zwischen dem Volksglauben und der Erzählung hin; von dem gewichtigen Brauchkomplex, der die Geburt eines Kindes und dessen erste Lebenstage umschliesst, ist nicht die Rede. Diese Anmerkung freilich darf gewiss nicht als Vorwurf – sie soll als Anregung gewertet werden. Die heutige Dorfhexe etwa, von deren Existenz man sich durch ein Dutzend geschickter Befragungen leicht überzeugen kann: ist sie wirklich nur eine schmächtige Urenkelin der dämonischen Schicksalsgestalten, oder haben ihre Vorfahren nicht doch real gelebt, Träger einer ganz bestimmten Funktion innerhalb der Dorforganisation? Neben der eindrucksvollen Leistung der Arbeit für die Erzählforschung liegt hier ihr besonderes Verdienst: sie provoziert geradezu zur Weiterarbeit, vor allem, aber gewiss nicht nur, den Brauchforscher. Herbert Schwedt, Tübingen

Mircea Eliade, Myth and Reality. London, George Allen & Unwin Ltd., first published in Great Britain, 1964. 204 S.

In der neuen Arbeit: «Myth and Reality» untersucht Eliade Struktur und Funktion der Mythen, d.h. er zeigt, welche Elemente zu einer Mythe gehören, was die Mythen aussagen, was ihr Sinn ist. Sehr bald wird deutlich, dass die Mythe im Weltbild des archaischen Menschen, wozu namentlich die Angehörigen der Naturvölker gehören, Raum und Zeit gliedert. (Die Mythe ist ein geistiges Ordnungsprinzip, ihre Bedeutung erschöpft sich aber bei weitem nicht in dieser Funktion.) Die mythische Zeit ist zyklisch, das mythische Zeitgefühl dem geschichtlichen Bewusstsein (des modernen Menschen) direkt entgegengesetzt. Die Mythe ist das Gegenteil von Entwicklungsgeschichte, nach ihr war alles schon am Anfang da, von übernatürlichen Mächten geschaffen und ohne Fehl. Die Gegenwart ist – in mythischer Sicht – weniger perfekt. Eliade erklärt dies als Kraft- und Substanzverlust, der durch die Entfernung von der heiligen Ursprungszeit verständlich wird. Eine Erneuerung ist nicht ausgeschlossen, sie wird durch ein Zurückgehen in die Ursprungszeit durch Abhalten entsprechender Riten, vor allem auch durch das Rezitieren der Ursprungsmythen und der Kosmogonien, ermöglicht. Diese Art der periodischen rituellen Erneuerung gleicht dem zyklischen Werden und Vergehen im Ablauf eines Jahres; der Gedanke der Erneuerung und des Neujahrs liegen nahe beieinander.

Da die Mythe die Aufgabe hat, die in der Ursprungs- oder Gründerzeit (Australien: alcheringa oder dream-time) emanierte Kraft ungebrochen zu tradieren und damit zu erhalten, wird durch das feierliche Rezitieren der Mythe die heilige Kraft reaktiviert und gleichzeitig auch die Gemeinschaft der an ihr Teilhabenden gestärkt. Mythos in diesem Sinn ist ein Erinnern und Vergegenwärtigen der geheiligten Tradition, religiöses «Wissen», Wissen dessen, was wirklich und eigentlich ist. (Vom Mythos aus betrachtet, ist moderne Geschichte völlig unwesentlich, weil sie lediglich sinnlose Abläufe, leere Bewegung wiedergibt.) Eliades Definition lautet etwa so: 1. Die Mythe enthält die Geschichte der Taten übernatürlicher Wesen. 2. Diese Geschichte gilt als absolut wahr und heilig (weil sie mit den Realitäten der entsprechenden Gesellschaft zu tun hat und weil sie das Werk der übernatürlichen Wesen ist). 3. Die Mythe bezieht sich immer auf eine Schöpfung, sie erzählt, wie etwas ins Leben gerufen wurde (Verhaltensweisen, Institutionen, Arbeitsweisen usw.); Mythen liefern Beispiele für alles, sie sind exemplarisch. 4. Durch die Kenntnis der Mythen kennt man den Ursprung der Dinge und kann sie darum kontrollieren und manipulieren. 5. Man lebt die Mythe, indem man von ihr ergriffen wird (durch das Heilige der erzählten oder im Kultus reaktivierten Ereignisse). Dass das

Zeitgefühl und der Zeitbegriff, wie er in der Mythe zum Ausdruck kommt, für das Verständnis der Mythenstruktur entscheidend ist, wird schon im Inhaltsverzeichnis deutlich: Struktur der Mythen; Magie und Bedeutung (Prestige) der «Ursprünge»; Mythen und Riten der Erneuerung; Eschatologie und Kosmogonie; Die Zeit kann überwunden werden; Mythologie, Ontologie, Geschichte; Mythologien des Erinnerns und des Vergessens; Grösse und Dekadenz der Mythen; Überbleibsel von Mythen, versteckte Mythen. – Zwei Anhänge bereichern das überaus anregende Werk. Der erste enthält Eliades Gedanken zu dem 1954 in Helsinki erschienenen Buch von Jan de Vries: «Betrachtungen zum Märchen, besonders in seinem Verhältnis zu Heldensage und Mythos» (Appendix I: Myths and Fairy Tales), im zweiten gibt Eliade eine Kurzbibliographie. G. Baer

Claude Seignolle, Les évangiles du diable selon la croyance populaire. (Documents rassemblés par C. S.). Paris, Editions G.-P. Maisonneuve et Larose, 1964. 902 S.

Für den Verleger wäre vermutlich der Titel «Corpus superstitionis Francogallorum» zu wenig verlockend gewesen, obwohl er meines Erachtens eher zuträfe. Wenn auch die Vorstellungen und Geschichten vom Teufel dominieren, so hat er doch nicht überall seine Hand im Spiel, so etwa in dem langen Kapitel, das von den Todesvorzeichen handelt. Das Material, das uns der Herausgeber in kluger Anordnung vorführt, stammt zum grössten Teil aus der neueren Literatur. Im Anhang ist zu jeder der insgesamt 819 Nummern die Quelle genannt, leider allerdings oft ohne die hier doch besonders wichtige Jahresangabe, und ein Verzeichnis der benützten Werke hätte den Band nicht mehr viel schwerer gemacht, als er ohnehin schon ist. Mittelalterliche Quellen sind nur aus zweiter Hand benützt; im Abschnitt über die Geisterheere wird auf den berühmten Bericht des Ordericus Vitalis eben nur in einem Text von Sébillot angespielt. Ein zweiter Band, der in entsprechender Weise das Mittelalter aufarbeitet, könnte erst das historische Relief vermitteln. Aber was vorliegt, macht deutlich, wie erstaunlich viele altertümliche Vorstellungen sich in den französischen Provinzen haben halten können, und zwar wie beispielsweise im Falle der Werwölfe sicher ohne geistliche Beeinflussung. Wieder einmal wird einem schmerzlich bewusst, dass ausgerechnet in einem Lande, wo noch ein gewaltiger Reichtum von volkskundlichen Fakten auf seine Erschliessung wartet, die Volkskunde noch immer nicht Universitätsfach sein darf. – Seignolle greift einer Interpretation nicht vor; seine Sammlung könnte aber zu einer ganzen Reihe von Untersuchungen verlocken. Vieles, was er vorlegt, ist internationales Gut aus der mittelalterlichen Vorstellungswelt, und doch glaubt man hie und da, auf lokale Ausprägungen zu stossen. Aufgefallen ist uns, wie die Einschätzung der Priester schwankt: Bald verfügen sie über die selbstverständliche Gewalt den Teufel zu vertreiben, bald aber stehen sie selber mit ihm im Bunde. Hat da die antikirchliche Propaganda aus der Zeit der grossen Revolution ihren volkstümlichen Niederschlag gefunden? – Fast überflüssig zu sagen, dass das Buch trotz seines ungewöhnlichen Umfangs nie langweilig zu lesen ist, ja, dass dem Leser oft ein Rieseln den Rücken hinunterläuft. Trümpy

Fasnacht. Beiträge des Tübinger Arbeitskreises für Fasnachtsforschung. Tübingen, Tübinger Vereinigung für Volkskunde, 1964. 177 S. (Volksleben, 6).

Ein Arbeitskreis für Fasnachtsforschung erörtert in Tübingen seit 1961 bei seinen Zusammenkünften nicht nur die schwäbisch-alemannischen Fasnachtsbräuche, sondern erstrebt auch eigene Deutungen des Woher und Weshalb des Karnevals im allgemeinen. Einige Beiträge dieser Zusammenkünfte liegen nun in einem Sammelband vor. Wegen der vielen allgemeingültigen Ergebnisse verdienen sie ein breiteres Interesse. Es gibt da beachtenswerte Ausführungen von *Hans Moser* (Archivforschung), *Herbert Berner* (Geschichtsschreibung), *Reinhard Wais* (Fastnacht auf der Baar), *Theodor Kurrus* (Fastnacht vom Standpunkt des katholischen Theologen), *Friedrich Schmieder* (psychologische und psychohygienische Aspekte), *Herbert Schwedt* (Volkstumspflege). Den Band beschliesst der höchst instruktive Plan einer kartographischen Erfassung der schwäbisch-alemannischen Fasnacht (von *Wilhelm Kutter*), ein Bericht über die Erhebungen des Ludwig Uhland-Institutes (von *Martin Scharfe*) und eine umfangreiche Bibliographie (von *H. Schwedt*

zusammengestellt). *Hermann Bausinger* hat ein klares, zusammenfassendes Vorwort geschrieben. Der Band ist eine willkommene Anregung für ähnliche Arbeitsweisen andernorts, reizt aber hie und da auch zur Diskussion. Ein Beispiel: Man hat manchmal den Eindruck, dass man – um sich ja nicht zu sehr weder für die Vegetationsdämonen noch für die Ahnenkulttheorie zu engagieren und um die romantischen, «germanisch-mythologischen» Deutungen der letzten hundert Jahre geflissentlich zu vermeiden – doch allzu «vorsichtig» ist. Eine Wertung des Materials von weiterer Sicht her – ich meine dabei, mag es noch so merkwürdig klingen, auch die ost- und die südosteuropäische Sicht – würde hie und da mehr Sicherheit und Klarheit ermöglichen. Niko Kuret, Ljubljana

Wilhelm Kutter, Landschaften und Gestalten der schwäbisch-alemannischen Fasnacht. Festbeitrag zum grossen Narrentreffen 1964 in Offenburg. Herausgeber: Stadt Offenburg (Kultur- und Messeamt), 1964. 76 S., Abb., 1 Karte.

In der vorhergehenden Besprechung wird Kutters Aufsatz über den «Plan einer kartographischen Darstellung zur schwäbisch-alemannischen Fasnacht» erwähnt. Eine kartographische Darstellung setzt eine klare Kenntnis der wesentlichen Züge und der bestimmenden Merkmale und ein ruhig-sachliches Denken und Planen voraus. In seiner neuen Schrift hat Kutter bewiesen, dass er über diese Eigenschaften verfügt, und damit ist der Plan schon ein beträchtliches Stück weiter gediehen. Wir haben nun ein objektives, straff gefasstes Handbüchlein und Nachschlagewerk zur schwäbisch-alemannischen Fastnacht. Aus der flächigen Betrachtung einer Karte ergeben sich «Landschaften» (wie wir ja auch in der Schweiz eindeutige Maskenlandschaften haben). Kutter kann in seinem Raum acht solcher Kleinlandschaften unterscheiden, denen er nun die entsprechenden Gestalten zuordnet; es geht um Blätzlesträger, «Weissnarren» (im weissen Leinengewand mit farbigen Ölmalereien), Hexen, Tiergestalten und örtlich begrenzte Sonderformen. Nach dieser Einleitung führt uns Kutter durch die acht Landschaften; er gibt Bemerkungen über alten Brauch oder neue Schöpfungen; dann schildert er für jeden Ort die einzelnen Figuren mit den entsprechenden Kleidern, Masken, Zutaten und vorgeschriebenen typischen Bewegungen (hüpfen, tänzeln, «laufen»). Beschrieben werden hier die Orte der «Vereinigung schwäbisch-alemannischer Narrenzünfte». Die einzige angeschlossene schweizerische Narrenzunft ist diejenige von Siebnen in der March. Je mehr wir solche klaren, erfreulichen und «unromantischen» Fastnachtsbeschreibungen haben, desto mehr sehen wir vielleicht etwas deutlicher in die Wege der Übertragungen und Beeinflussungen. Vor allem werden wir auf schweizerischer Seite Gewinn davon tragen; ich glaube schon seit längerer Zeit, dass die neueren Erscheinungs- und Ausprägungsformen der Fastnacht in den Kantonen St. Gallen, Appenzell und Schwyz auf Einflüsse vom süddeutschen Raum und von Vorarlberg zurückgehen[1]. Wildhaber

Mats Rehnberg, Ljusen på gravarna och andra ljusseder. Nya traditioner under 1900-talet. Stockholm, 1965. 344 S., Abb. und Verbreitungskarten. Deutsche Zusammenfassung: Die Untersuchung der Grablichter, eine Studie über Innovationsverbreitung im 20. Jahrhundert. (Nordiska Museets handlingar, 61).

Mats Rehnberg legt eine äusserst anregende und sorgfältig ausgeführte grosse Arbeit über ein Thema der modernen Volkskunde vor: die Sitte der Grablichter. Als Neuerung tauchte zu Beginn des 20. Jahrhunderts in Schweden die Sitte auf, Lichter auf den Gräbern anzuzünden. Es handelt sich also um ausgesprochene Gegenwartsvolkskunde. Es sollte das gesamte Material aller Friedhöfe hiefür eingesammelt werden, was für Schweden während der Jahre 1947–55 geschah; in den nordischen Nachbarländern erfolgten die Erhebungen von 1955–60. Auf die Frage der Entstehung von Grablichtern und auf ihre Verbreitung in südeuropäischen Ländern wurde nicht eingegangen. In Mitteleuropa konnte in den letzten Jahrzehnten beobachtet werden, wie der Brauch von katholischen Gegenden

[1] Wir möchten hier auch auf Kutters früheren Aufsatz in der Zeitschrift *Hegau* (Singen) hinweisen: «Die schwäbisch-alemannische Fasnacht, ihr Ursprung und ihr Ablauf»: Heft 1, April 1960, 7–30.

allmählich auf protestantische übergriff, wobei er allerdings häufig von Allerseelen auf Weihnachten übertragen wurde. Auffallend ist auch die starke Betonung in grossen Städten oder in deren unmittelbaren Umgebung. In Verbindung mit den Weltkriegen wurden in Schweden Totenfeiern an Allerheiligen in grösserem Masse veranstaltet. Es kam dazu, Allerheiligen 1953 als einzigen neuen Feiertag nach der Reformation wieder einzuführen. Erst später wurde diese Neuheit auch von kleineren Ortschaften aufgenommen. Katholische Gebiete ziehen Allerseelen-Allerheiligen vor, protestantische Weihnachten. Ursprüngliche Träger des neuen Brauches waren die «höheren Klassen», welche auch am ehesten Verbindungen zum Ausland haben. Bauern sind beinahe nie die Initianten für den neuen Brauch gewesen. Als Anregung lassen sich sehr oft die persönliche Beeinflussung und das persönliche Vorbild feststellen. Die Geistlichkeit hat sich zur neuen Sitte sehr verschieden eingestellt, im allgemeinen aber eher ablehnend.

Neben Stearinlichtern stellte man Laternen und Leuchtpfannen auf die Gräber; daneben taucht aber auch der weihnachtliche Lichterbaum auf. Eine ausgeprägte Vorliebe für Kerzen in der neueren Zeit zeigt sich nicht nur bei den Grablichtern sondern ebensosehr bei Adventslichtern, bei Luciafeiern und bei kirchlichen Lichterprozessionen (vor allem an Mariae Lichtmess). Die Verbreitungsweise dürfte am ehesten mit der traditionellen Empfänglichkeit für Neuheiten in einzelnen Gegenden Schwedens zusammenhängen.

Wildhaber

Kustaa Vilkuna, Volkstümliche Arbeitsfeste in Finnland. Helsinki, Suomalainen Tiedeakatemia, 1963. 287 S., 24 Abb., 3 Textzeichnungen, 2 Karten. (FFC, 191).

Das Buch handelt vom Wert der Arbeit innerhalb einer traditionellen, nicht einer theoretischen Gemeinschaft. Kustaa Vilkuna schildert die Gemeinschaftsarbeiten der finnischen Bauern, Fischer, Jäger, Handwerker und Gewerbetreibenden und die mit diesen Arbeiten verbundenen traditionellen Verhaltensweisen, die in früheren Jahrhunderten und bis in die vierziger Jahre unseres Jahrhunderts üblich waren. Der Autor zeigt, wie die Arbeit von spielerischen Zügen durchsetzt war, wie andererseits die Arbeitsfeste durch die gemeinsame Anstrengung und das gemeinsame Ziel Rahmen und Sinn erhielten. Unverheiratete Burschen und Mädchen erhielten dort die Gelegenheit sich kennenzulernen, sie konnten sich beim Arbeiten gegenseitig beobachten und z. B. die Eigenschaften einer geliebten Person mit den Vorzügen und Nachteilen der übrigen Gruppenmitglieder vergleichen. Der Wettbewerb spielte überall mit, war aber dank seiner Verbindung mit dem Brauchtum in geregelte Bahnen geleitet, so dass sich die Konkurrenten vornehmlich in Hohn- und Spottreden Luft machten. Wenn das Hauptgewicht der Untersuchung auf dem erzieherischen und gemeinschaftsfördernden Charakter der traditionellen Arbeiten und des zugehörigen Brauchtums liegt, so werden auch die religiösen und magischen Hintergründe angetönt. Die genaue Zusammensetzung der Arbeitsgruppen kommt kaum zur Sprache, Rechte und Pflichten des Einzelnen innerhalb seiner Gruppe werden nur gelegentlich erwähnt, die Arbeitsgruppen sind somit als verhältnismässig undifferenzierte Ganzheiten dargestellt. Wünschenswert wäre auch gewesen, das Brauchtum der eigentlichen Finnen von dem der Lappen abzugrenzen. Dann hätte sich vielleicht gezeigt, dass die Arbeitsfeste mit starkem jägerischem Einschlag der vornehmlich lappischen (samischen) Gebiete, d. h. ausser dem Bärenfest auch die Lachs- und Renkenfeste, ihren religiösen und magischen Ursprung viel stärker bewahrt haben als etwa die bäuerlichen Saat-, Ernte- und Aufrichtefeste.

Gerhard Baer

Tekla Dömötör, Naptári ünnepek – népi színjátszás [Festbräuche im Jahreslauf und Volksschauspiel]. Budapest, Akadémiai Kiadó, 1964. 272 S., 26 Abb. Deutsche Zusammenfassung.

Wir bedauern, dass wir nur auf Grund einer dreiseitigen deutschen Zusammenfassung etwas über das Buch aussagen können. Für ein gutes Buch – und von der Verfasserin ist sicher ein solches zu erwarten – ist das doch etwas zu wenig. In der Zusammenfassung wird ausgeführt: die Anpassung der Feste und der mit ihnen verbundenen Szenen und Tänze dramatischen Charakters an die Naturvorgänge, also an die Jahreszeiten und den

Kalender, ist eine Eigenart aller menschlichen Gemeinschaften. Wie rezipiert nun das vor allem Viehzucht treibende finnisch-ugrische Ungartum die Festbräuche der hauptsächlich Ackerbau treibenden indogermanischen Völker, und mit welchen Formen bereichern die Ungarn das europäische Brauchtum? (In der Zusammenfassung wird die Antwort auf diese letztere Frage nicht deutlich). Es wird das rekonstruierbare Festbrauchtum des landnehmenden Ungartums dargestellt. Folgende dramatischen Bräuche der Festkreise werden eingehender beschrieben: Fastnacht (mit ziemlich häufigen historischen Angaben, bereits aus dem 15. Jh.), Osterzeit, Mai- und Pfingstbräuche (die Herkunft der Wahl des Pfingstkönigs und der Pfingstkönigin werden genauer untersucht), Sommersonnenwende, Weihnachtszeit und Dreikönigsspiele. Im Schlussteil des Buches («Dichtung unserer Festbräuche») unternimmt es die Verfasserin, eine Einteilung in die verschiedenen funktionellen Gruppen der Volksdichtung im Festbrauch durchzuführen. Wildhaber

Rechtliches und Soziologisches

Josef Ruland, Nachbarschaft und Gemeinschaft in Dorf und Stadt. Düsseldorf, Rheinland-Verlag, 1964. 142 S. 32 S. Bild- und Belegteil. (Werken und Wohnen; volkskundliche Untersuchungen im Rheinland, 5).

Die Rheinlande gelten seit jeher als besonders nachbarschaftsfreundlich, sie haben denn auch in letzter Zeit erneut die Beachtung der Soziologen und Volkskundler gefunden. In der Festschrift für F. Steinbach (Bonn 1960) schrieb M. Zender, der auch die hier zu besprechende Arbeit angeregt und gefördert hat, über «Gestalt und Wandel der Nachbarschaft im Rheinland» und von dem Soziologen H. Klages erschien das Buch «Der Nachbarschaftsgedanke und die nachbarliche Wirklichkeit in der Großstadt Köln» (Köln/Opladen 1958). J. Ruland darf für sich in Anspruch nehmen, die sich in der Gegenwart abzeichnenden Wandlungen der Nachbarschaft besonders fein erfasst und dargestellt zu haben. Nur für einen mit der Bevölkerung seines Untersuchungsgebietes durch längeres Zusammenleben vertrauten Beobachter konnten sich die üblicherweise in volkskundlichen Monographien unter dem Titel Nachbarschaft angeführten Statuten und Organisationsschemata derart mit nachbarlichem Leben füllen. Als Ausgangspunkt für seine Untersuchung wählte der Verfasser das kleine Dorf Eveshausen im Vorderhunsrück, welches den herkömmlichen Stand der brauchmässigen Nachbarschaftsbeziehungen am besten bewahrt hat. Als Nachbarn gelten dort auf Grund ungeschriebenen Gesetzes die Bewohner der beiden Häuser rechts und diejenigen der beiden Häuser links des eigenen Hauses. Anschaulich werden die Aufgaben der Nachbarn auf dem Vorderhunsrück dargestellt: 1. Hilfe bei freudigen Anlässen (Geburt, Taufe, Erstkommunion, «Hillich» d.i. der Tag, an dem auf dem Standesamt um eine Eheschliessung nachgesucht wird, Hochzeit), 2. Hilfe bei schmerzlichen Anlässen (Brandfall, Krankheit, Tod und Begräbnis), 3. Hilfe im täglichen Leben (Kalben, Steintransport beim Hausbau, Bauaushub, Bittleihe).

Wenn schon im Reliktgebiet des Vorderhunsrücks die Beziehungen der Nachbarn zueinander nach des Verfassers eigenen Worten in einem Flusse sind, dessen eines Ufer die feste, durch jahrhundertelange Übung ausgeprägte Form darstellt, das andere aber nur mehr vage Umrisse zeigt, so ist für das anschliessend geschilderte Gebiet des Maifeldes das von Ruland gewählte Bild einer volkskundlichen «Schütterzone» angebracht. Was im Vorderhunsrück meist noch dem Bereich des selbstverständlich Überpersönlichen angehört, ist hier bereits dem guten Willen, der Einsicht des einzelnen anheimgestellt. Zum Teil haben dort auch schon andere soziale Gebilde, wie Vereine, Zünfte, Gemeinden die Aufgaben des Brauchtums der Nachbarschaft übernommen.

Die 17 vollorganisierten Nachbarschaften (mit Vorsitzenden, Mitgliederbeiträgen usw.) der 21000 Einwohner zählenden Stadt Andernach sind auch heute noch mehr als nur Vereine unter Vereinen; sie geniessen bei der Bevölkerung hohes Ansehen, das ihnen nicht nur wegen ihrer Verwurzelung in der Tradition, sondern auch wegen der Echtheit und der Bedeutung der von ihnen gelösten Aufgaben zukommt. Diese bestehen nicht so sehr in der Erfüllung von Bedürfnissen der Geselligkeit anlässlich des «Gelochs» (Gelages) d.h. des alljährlichen Nachbarschaftstages, sondern vielmehr in der Anteilnahme

beim letzten Gang eines Nachbars. Die Hilfe und Anteilnahme beim Tode stehen überhaupt im Mittelpunkt des von Ruland geschilderten Nachbarschaftsbrauchtums. So sehr auch mit der Differenzierung der Menschen in verschiedene Berufs- und Einkommensgruppen die alten Grundlagen für die Gemeinschaft der Nachbarn schwinden und die Aufgaben, die mit dem Tode eines Bürgers und seiner Beerdigung zusammenhängen, von der Gemeinde übernommen werden, finden sich doch angesichts der Majestät des Todes selbst in den Städten immer wieder Möglichkeiten zwischenmenschlicher Bindungen unter den sich im übrigen fremd gegenüberstehenden Nachbarn.

Rulands Buch zeichnet sich durch eine präzise und, wie uns scheint, erschöpfende Darstellung des geistigen und materiellen Nachbarschaftsgutes aus (Statuten, Redensarten, Glückwünsche, Gebete; Geschenke, Festspeisen, Fahnen, Sterbekerzen usw.). Wichtig scheinen uns auch die Hinweise auf die an Bedeutung zunehmende Repräsentationsfunktion des Nachbarschaftsverhältnisses, auf die wichtige Rolle sozialaktiver Persönlichkeiten im Dorfverband, welche die Dorfgemeinschaft zusammenzuhalten suchen und so immer wieder nachbarliche Hilfeleistungen erreichen, die sonst kaum zustandegekommen wären. «Ihr Einfluß reicht weiter und tiefer, als man durch Befragungen oder Unterhaltungen festzustellen vermag.» Es gibt zu denken, wenn Ruland auf S. 52 schreibt: «In der Volkskunde wird viel Wert gelegt auf eine berufs- und altersmässig breite Streuung der Aussagen. Das mag bei allen Problemen angängig sein, bei der Nachbarschaft nicht. Denn um den Segen und die Pflichten der Nachbarschaften anzuerkennen, da bedarf es Erfahrungen, gewisser Einsichten und eines gewissen Lebensalters. Nur ein gereifter Mensch hat erfahren, dass nicht alle Fragen mit eigener Kraft zu lösen sind.» – Ein aufschlussreicher Bilder- und Belegteil ergänzt in vorzüglicher Weise das auch typographisch vorbildlich gestaltete Werk.

A. Niederer

Margaret D. Fuller, West Country Friendly Societies. An account of village benefit clubs and their brass pole heads. Published by the Oakwood Press for the University of Reading, 1964. IX, 173 S., 52 Taf., 1 Verbreitungskarte. (Museum of English Rural Life).

Das Vereinswesen ist in letzter Zeit viel häufiger Gegenstand volkskundlicher Betrachtung geworden, sei es in der Weiterbildung der zünftigen Vereinigungen oder in seiner Übernahme von den Knabenschaftsverbänden her. Eine Seite, vor allem bei den Zünften und Brüderschaften, bildete von jeher die Betreuung der kranken und alten Mitglieder und die Sorge um die Toten. Aus diesen Zweckbestrebungen hat sich dann später das moderne staatliche Fürsorgewesen entwickelt. In England sind als ein Glied auf diesem Entwicklungswege die Friendly Societies einzuschalten. Das sind lokale Unterstützungs- und Wohlfahrtsvereine, die hauptsächlich in der zweiten Hälfte des 18. und im Anfang des 19. Jahrhunderts entstunden und florierten. Durch regelmässige, kleine Beiträge gewähren sie den Mitgliedern Kranken- und Altersgelder (wenn auch minim!), ein anständiges Begräbnis und einen jährlichen Vereinsfesttag. Weil ihre finanziellen Berechnungen und Verwaltungen völlig laienhaft waren, erwiesen sie sich bald als Fehlgründungen. Aber sie gaben doch einen Impuls für die staatliche Übernahme des Wohlfahrtswesens. Und sie sind ein weiterer Ausdruck der vielseitigen pädagogisch-moralischen Bestrebungen des 18. und frühen 19. Jahrhunderts (Pädagogische Provinz, Pestalozzi, Ökonomische Gesellschaften, usw.).

Den Anlass zum Buch gab eine Sammlung von über 900 Tragstangen, wie sie am Jahresfest dieser Vereinigungen mitgenommen wurden, die vom «Museum of English Rural Life» in Reading gesammelt wurden. Ihre Katalogisierung führte zu weiteren Erhebungen über die Friendly Societies überhaupt. Die Verfasserin hat alle zeitgenössischen Angaben und die – meist ungedruckten – Satzungen sorgfältig durchstudiert. So kann sie ein bis in Einzelheiten gehendes Bild vom Funktionieren dieser Societies geben, von ihren finanziellen Schwierigkeiten, von den Lohn- und Lebensverhältnissen der armen Schichten, ferner von der Art und Weise, wie die Vereine geleitet, Versammlungen durchgeführt und Kranken- und Beerdigungsgelder ausbezahlt wurden. (Für Selbstmörder wurde kein Beerdigungsgeld gegeben.) Neben dieser mehr soziologischen Seite sind für uns die Aspekte interessant, wo die Vereine als dörfliche Gruppe mit verpflichtenden Vorschriften auf-

traten. Hieher gehören die streng geregelten Bestimmungen, wie die Mitglieder zu Beerdigungen zu erscheinen haben. Am augenfälligsten tritt die Gruppe natürlich an ihrem grossen, jährlichen Festtag in Erscheinung. Bei diesen Umzügen werden dann die Vereinsstangen mitgetragen; sie sind mit besonderem Schmuck versehen, der oft Ähnlichkeit hat mit dem Schmuck der Mai- und Palmsonntagsstangen. Die meisten dieser Stangen haben oben eine Verzierung aus Messing, die etwa aus der Zeit zwischen 1770–1850 stammen dürfte. Die mitgeführten Fahnen sind geschmückt mit patriotischen und Freundschafts-Devisen und Symbolen. Die Verbreitung der Stangen begrenzt sich auf einige westliche Grafschaften Englands. Wildhaber

Heinz Schmitt, Das Vereinsleben der Stadt Weinheim an der Bergstrasse. Volkskundliche Untersuchung zum kulturellen Leben einer Mittelstadt. Hrsg. von der Stadt Weinheim a.d.B. 1963. 240 S. (Weinheimer Geschichtsblatt, 25).

Volkskundliche Veröffentlichungen über das Vereinsleben haben lange auf sich warten lassen, weil nach der bisherigen Auffassung die Vereine als Schöpfungen des «reflektierenden Verstandes» und nicht der «assoziativen Denkform der Volksseele» (Eugen Mogk, 1907) gar nicht Untersuchungsgegenstand der Volkskunde sein konnten. Eduard Strübin (Baselbieter Volksleben) und Hermann Bausinger (Zeitschrift für Vk. 1959, 98–104) haben diesen Standpunkt überwunden, indem sie erkannten, dass die Vereine selten blosse Zweckverbände, sondern wesentliche Träger des städtischen und des ländlichen Gemeinschaftslebens und sogar des Brauchtums selbst sind. Der Verfasser gibt zunächst eine auf genauem Quellenstudium beruhende Geschichte des Vereinslebens seiner Vaterstadt sowie einen detaillierten Überblick über die gegenwärtig in Weinheim bestehenden Geselligkeits-, Musik-, Gesangs-, Sport-, Liebhaber-, Heimat-, Landmannschafts--Soldaten- und Handwerkervereine. Die Entstehung dieser Vereine aus nachbarschaftli, chen Bindungen oder solchen der Gleichaltrigkeit, also aus informellen Gruppen, erfährt eine sorgfältige Darstellung, wobei u.a. die Rolle der «individuellen Triebkräfte im Volksleben» (Hoffmann-Krayer) aufs schönste zur Geltung kommt. Bei der Darstellung der Gründe für die Mitgliedschaft, der Sozialstruktur, des Nachwuchses, der Mitgliederbewegung bedient sich der Verfasser soziologischer Methoden. Die Kapitel über die Formen der Geselligkeit, die Vereinsfeste, die Ausflüge, die Vereins-Sachgüter (Fahnen, Abzeichen, Vereinstrachten, Weinkannen usw.) und über die geistigen Güter (Grussformen, Vereinslieder, Vereinsreden, vereinseigenen Tanzformen, Theaterstücke) und vor allem das Kapitel VI über «Die Vereine als Brauchträger» sind Gegenwartsvolkskunde im besten Sinn. Hier wird insbesondere gezeigt, wie hergebrachtes, zum Teil aussterbendes oder gar schon ausgestorbenes Brauchtum, dadurch, dass sich die Vereine seiner annahmen, zu neuem Leben erwachte. Der Verein als Kultur- und Brauchträger hat heute den Höhepunkt seiner Entwicklung überschritten; viele seiner Funktionen sind an öffentliche Einrichtungen übergegangen. Schon im Jahre 1913 musste der Gemeinnützige Verein Weinheim die Stadtverwaltung mangels freiwilliger Anwärter bitten, ihm «Sommer- und Wintermänner» zu stellen zur Durchführung des «Sommertagszuges» (Winteraustreiben am Sonntag Lätare). Die alte Geselligkeit zieht sich aus den Vereinen, die zu subventionierten Organisationen im Dienste des «deutschen Liedes», der sportlichen Ertüchtigung der Jugend, der Volksgesundheit, des Tourismus usw. geworden sind, zurück und findet neuerdings ihre Pflege in informellen Gruppen, wie Teenager- und Starklubs, die eine ganz unverbindliche Geselligkeit anbieten. – Die tüchtige Arbeit Schmitts ist ein glückliches Beispiel für die Verbindung soziologischer und volkskundlicher Betrachtungsweise, wie sie vor allem durch das Tübinger Ludwig-Uhland-Institut gepflegt wird.
A. Niederer

Eduard Bonderer, Bildungsprobleme der Bergbevölkerung. Ein Beitrag zur Diskussion der bergbäuerlichen Krise der Gegenwart. Bern und Stuttgart, Verlag Hans Huber, 1964. 91 S. (Beiträge zur Heilpädagogik und heilpädagogischen Psychologie, 5).

Der Verfasser empfing die Anregung zu seiner Arbeit von Richard Weiss, der den menschlichen und kulturellen Aspekt des zumeist nur von der wirtschaftlichen Seite her

erörterten Bergbauernproblems besonders in seinem Aufsatz «Alpiner Mensch und alpines Leben in der Krise der Gegenwart» (Die Alpen 33, 209–224 und SAVk 58, 232–254) meisterhaft dargestellt hatte. In der Absicht, von der erzieherischen Seite her einen Beitrag zur Lösung des bedrängenden Bergbauernproblems zu leisten, untersucht Bonderer die wesentlichen Merkmale des alpinen Lebens unter den drei Aspekten des äusseren Haltes: Umwelt, Mitwelt und Heimat, wie sie sein Lehrer P. Moor in seiner «Heilpädagogischen Psychologie» (Bd. I, 2. Aufl., Bern 1960) hervorhebt. Unter Umwelt ist hierbei die Lebenstechnik und Lebensmeisterung zu verstehen, unter Mitwelt die moralische und geistige Lebensführung, unter Heimat die Lebenserfüllung und Empfänglichkeit des Gemütes. Sehr schön kommt bei Bonderer das ursprüngliche, unromantische Verhältnis des Berglers zu seiner Umwelt (Wirtschaftsraum, Tieren) mit seinen religiösen und magischen Komponenten zur Darstellung. Bei der Schilderung der Mitwelt geht der Verfasser besonders auf die gegenwärtige Lockerung der Gemeinschaftsbindungen und der herkömmlichen Geselligkeit unter dem Einfluss importierter Lebensformen und der gesteigerten räumlichen, sozialen und geistigen Mobilität ein. Diese Veränderungen bringen ihrerseits die Empfänglichkit für das Erlebnis des Heimatraumes zum Schwinden, insbesondere bei der jüngeren Generation, deren Angehörige, wenn sie in die Stadt ziehen, nicht selten die Spuren ihres Herkommens zu verwischen suchen.

Das Bildungsproblem besteht nun nach Bonderer darin, die Bergbevölkerung zunächst einmal so anzunehmen, wie sie ist, ein Vorgehen, das «am Anfang jedes einzelnen erzieherischen Eingriffes und der Erziehung im Ganzen steht» (P. Moor). Aus der Einsicht heraus, dass das alpine Dasein bei allen Bemühungen um Mechanisierung und Rationalisierung der Landwirtschaft nicht restlos von seiner ursprünglichen Härte und Preisgegebenheit an die Naturgewalten erlöst werden kann, ist die wirtschaftliche und materielle Entlastung (die der Verfasser durchaus bejaht) mit einer Bildungshilfe zu verbinden. Diese soll den Bergler dazu bringen, seine naturbedingte wirtschaftliche Benachteiligung zu bejahen, sie nicht so sehr als Einengung denn als Schutz vor Ablenkbarkeit, Störbarkeit und Rastlosigkeit hinzunehmen. Diese bergbäuerliche Askese kann nur sinnvoll sein, wenn sie der Vermittlung eines begehrenswerten Beheimatetseins dient. Deshalb ist über alle Schulungs- und Erziehungsmassnahmen hinaus ein tragfähiges (nicht romantisches) Heimatbewusstsein zu aktivieren.

Die Schrift Bonderers ist eine pädagogische, keine volkskundliche. Sie typisiert und verzichtet auf die Darstellung der für den Volkskundler wichtigen örtlichen Ausprägungen. Dennoch lohnt sich die Lektüre auch für den Volkskundler wegen der vorzüglichen Schilderung der in ihren grossen Zusammenhängen gesehenen Symptome der alpinen Krise.

A. Niederer

Robert N. Pehrson, The bilateral network of social relations in Könkämä Lapp district. Hrsg. vom Norsk Folkemuseum. Oslo, Universitetsforlaget, 1964. IX, 129 S., 15 Tabellen, 2 Appendices, Bibliographie (Samiske Samlinger, 7). [1. Ausgabe: Indiana University, 1957].

Nach Pehrsons eigener Aussage suchte er erstmals als junger Mensch die Lappen des Könkämä-Distrikts auf, um einer der ihren zu werden. Ein Versuch, der letztlich misslingen musste, von dem her aber auch die Frische und Intensität von Pehrsons Forschung verständlich wird. Die Arbeit des leider früh Verstorbenen (Pehrson starb 1955 in Pakistan) spricht in erster Linie den Fachgelehrten an, der Sozialstrukturen (hier Verwandtschaftsterminologie, Verwandtschaftsorganisation im Vergleich mit ökologisch-wirtschaftlichen Verhältnissen) untersucht. Dennoch vermittelt das Werk auch dem Aussenstehenden durch die genaue Trennung von beobachteten Fakten, literarischen Quellen, theoretischen Erwägungen und Interpretation des Materials wichtige Anregungen und Erkenntnisse. Das zentrale Thema der Untersuchung ist die bilaterale Sozialorganisation. Pehrson sucht vor allem den Begriff der *sii'dâ* (engl. *migratory band*), d.h. der nomadisierenden, rentierhaltenden Gruppen zu klären. Er stellt fest: 1. die nomadisierenden Könkämägruppen sind auf verwandtschaftlicher Grundlage organisiert. 2. alle genealogischen Bande der Könkämägruppen gehen auf eine dominierende Geschwistergruppe (engl. *sibling group*) zurück. 3. die

genealogische Struktur der Könkämägruppen ergibt sich aus der Angliederung (durch Heirat) peripherer Geschwistergruppen an die dominierende und zentrale Geschwistergruppe. Nach Pehrson ist die Sozialstruktur der Könkämälappen durch Beweglichkeit, Unbeständigkeit und das Fehlen ausgedehnter korporativer Gruppen gekennzeichnet. Einzig die Geschwistergruppe kann – wenigstens für die Zeit von drei bis vier Generationen – als korporativ und damit auch als beständig gelten. Der Autor glaubt, dass die Flexibilität der Sozialstruktur sich aus der Auseinandersetzung mit den schwierigen und komplexen Lebensbedingungen der Könkämälappen (geographische Umwelt und politisch-administrative Massnahmen) zwangsläufig ergeben hat und dass sie das Ergebnis eines langen historischen Prozesses ist. Gerhard Baer

Erzählliteratur und Verwandtes; Lied, Musik und Tanz

Friedrich von der Leyen, Das deutsche Märchen und die Brüder Grimm. (Aussentitel: Das deutsche Märchen). Düsseldorf/Köln, Eugen Diederichs Verlag, 1964. 367 S. (Die Märchen der Weltliteratur, Ergänzungsband).

Es ist ein Überblick auf Grund einer jahrzehntelangen Beschäftigung mit dem Märchen, den von der Leyen uns in diesem Ergänzungsband zu der von ihm betreuten Sammlung der «Märchen der Weltliteratur» bietet. Der einleitende erste Teil, der sich «Entstehung und Bedeutung der Kinder- und Hausmärchen» betitelt, beschäftigt sich im wesentlichen mit den Brüdern Grimm, mit der Art und Weise, wie sie ihre Märchen erzählten und gestalteten; die Ölenberger Fassung wird mit einigen Beispielen späteren Fassungen gegenübergestellt. Wenn von der Leyen seine Meinung über Märchen, Mythos und Sage äussert, spürt man, mehr zwischen den Zeilen, eine sanfte Auseinandersetzung mit herrschenden Märchentheorien. In einer summarischen Zusammenschau berichtet der Verfasser, was die Brüder Grimm dem Märchen der Welt verdanken und welches die verschiedenen Nährböden des Märchens sind: die christliche Welt, das Rittertum, das Bürger- und Handwerkertum, die indische und die arabische Welt. Der Hauptabschnitt des Buches heisst «Herkunft und Leben der einzelnen Märchen». In ihm werden die gesamten Grimmschen Märchen der Reihe nach durchgegangen; es wird ganz knapp auf die allerwichtigste Literatur verwiesen (vermutlich hat von der Leyen mit Bedacht Hinweise auf Einzelmonographien und Abhandlungen in Zeitschriften beiseite gelassen). Was geboten wird, sind Erläuterungen zu einzelnen Motiven, Erklärungen für scheinbare Unverständlichkeiten, Herausschälen älterer Schichten, gelegentlich auch Verweise auf verwandte Märchentypen. Es ist ein grosser und einfallsreicher Bezugsreichtum, welcher dem Verfasser zur Verfügung steht. Obwohl es nirgends ausdrücklich erwähnt wird, hat man den Eindruck, von der Leyen möchte einem interessierten und gebildeten Laien die Schönheit und Weisheit der Märchen deuten und vor Augen führen; es geht ihm weniger um die wissenschaftlichen Belege als um die leichte, angenehme Lesbarkeit. Ein Anhang bietet einige wichtige Werke; die Anlage ist allerdings nicht überall ganz klar und deutlich. (Das Buch von Paul Delarue, Le conte populaire français müsste meines Erachtens unter V stehen und nicht unter III). – War es nötig, dem Aussentitel einen anderen Sinn zu geben als den durch den Innentitel festgelegten? Wildhaber

Deutsch-französisches Gespräch im Lichte der Märchen. Münster, Aschendorff, 1964. IV, 114 S. (Schriften der Gesellschaft zur Pflege des Märchengutes der europäischen Völker, 2).

Im Oktober 1963 führte die rührige Gesellschaft zur Pflege des Märchengutes der europäischen Völker an der Sorbonne in Paris ihre zweite Auslandstagung durch. Die bei dieser Zusammenkunft gehaltenen deutschen und französischen Referate sind in einem Bändchen zusammengefasst, das ähnlich wie die von der gleichen Gesellschaft herausgegebene Reihe «Begegnung der Völker im Märchen» einen Beitrag zur Förderung des deutsch-französischen Kulturaustausches leisten soll. Dass das Märchen zur Aufdeckung von Wesensunterschieden zwischen den beiden Völkern vorzüglich geeignet ist, hat schon Tegethoff (SAVk 24, 1923) dargetan. *Leza Uffer* (St. Gallen) knüpft mit seinen Untersuchungen über

«Wort- und Bilderreichtum im französischen – Wort- und Bilderarmut im deutschen Märchen» an Tegethoff an. Während Uffer ausser eigenen Aufzeichnungen besonders das Dornröschenmärchen zum Vergleich heranzieht, benutzt *G.-L. Fink* (Besançon) das Grimmsche Märchen vom Rumpelstilzchen als Ausgangspunkt für einen Vergleich mit der Erzählung Ricdin-Rocdon der Mlle Lhéritier. *Willy Krogmann* (Hamburg) unternimmt einen neuen Anlauf, die Herkunft der Gralserzählungen aus dem bretonischen Märchen von «Peronnik l'idiot» herzuleiten, und der inzwischen verstorbene Germanist *Karl Schulte-Kemminghausen* (Münster) würdigt das Lebenswerk von Jacob und Wilhelm Grimm. In einem einleitenden Vortrag gibt *Marie-Louise Tenèze* eine allgemein gehaltene Einführung in das französische Wundermärchen; den Abschluss bildet eine Untersuchung von *Ariane de Felice* über einen Schwankstoff (AT 1696 + 1541) in der mündlichen Überlieferung und im mittelalterlichen französischen Theater. Eine gelungene Tagung – ein ebenso gut gelungenes Bändchen. Rolf Wilh. Brednich, Freiburg i. B.

Paul Delarue† et *Marie-Louise Tenèze*, Le conte populaire français. Catalogue raisonné des versions de France. Tome II. Paris, G.-P. Maisonneuve et Larose, 1964. XXVIII, 731 S.

Wer sich mit vergleichender Märchenforschung abgibt, wird ohne Bolte-Polivka und Aarne-Thompson's Types of the Folktale nicht arbeiten können. Dazu kommen – regional etwas eingeschränkter – Rankes Schleswig-Holsteinische Volksmärchen (3 Bde., bis ATh 960), Liungmans Schwedische Volksmärchen und neuerdings noch Friedrich von der Leyens «Das deutsche Märchen und die Brüder Grimm». In der Sorgfältigkeit der Bearbeitung und in der Reichhaltigkeit des ausgewerteten Materials darf sich der französische Märchenkatalog ohne weiteres neben diese Standardwerke stellen. Paul Delarue hat den Plan hiefür gefasst, die Vorarbeiten tätig und umsichtig an die Hand genommen, und 1957 erschien – sieben Monate nach seinem Tode – der erste Band, noch unter seinem Namen. Er behandelte die ATh-Typen 1–399 (d.h. die Tiermärchen, die magischen Erzählungen und die übernatürlichen Gegner). Marie-Louise Tenèze hat das Erbe übernommen und sich ebenso tätig und umsichtig an die Fortführung gemacht. (Damit ist zu hoffen, dass dieses grosse Werk nicht ebenfalls ein Torso bleiben muss wie Van Genneps Manuel). Sie kann nun das erste Ergebnis ihrer eigenen Arbeit in einem imponierenden Bande vorlegen. Er gibt die Übersicht über die Typen 400–749, d.h. also über die «eigentlichen» Märchen, die Wundererzählungen. Geplant sind noch zwei weitere Bände, welche dann den Rest der Typen vorlegen sollen. Wenn natürlich auch Vorarbeiten für den zweiten Band vorhanden waren und seine Anlage dem festgelegten Schema folgen musste, so bleibt doch ein sehr beträchtlicher Teil das Verdienst der Herausgeberin. Sie hat vor allem jeden Erzähltyp in seine Elemente zerlegt und damit die komprimierte Wiedergabe der – manchmal sehr zahlreichen – Versionen mittelst Zahlen und Buchstaben ermöglicht. Diese Komprimierung war dringend nötig, weil Umfang (und Kosten) sonst ins Uferlose gegangen wären. Während der erste Band im ganzen 27 Typen behandelte, bietet der zweite Band deren 87, aufgewiesen an annähernd 1700 Versionen. Dass damit gewisse Einschränkungen in Kauf genommen werden mussten, versteht sich gut. Sie bestehen im wesentlichen darin, dass die nicht-französischen, aber der französischen Sprachgruppe angehörenden Versionen gekürzt und summarisch geboten werden; publizierte Versionen sind nur bibliographisch angeführt; der Kommentar beschränkt sich vielfach auf skizzenhafte Ausführungen, verweist aber immer auf zugehörige, weiterführende Literatur. (Der Band führt auch die Bibliographie des ersten Bandes weiter, wobei hier ebenfalls die nicht zu Frankreich gehörigen Nummern getrennt erwähnt werden). Das Vorwort deutet auf Probleme hin, welche bei einer Gesamtdarstellung des «französischen» Märchens eingehender untersucht werden müssten, weil sie reizvolle Perspektiven von Kulturbeeinflussungen und Eigenständigkeit eröffnen; Frankreich liegt im Ausstrahlungsgebiet sowohl der Mittelmeerkultur als der nordisch-skandinavischen Kultur, keltische Beziehungen finden sich in der Bretagne, germanische in den östlichen Provinzen, italienische in der Provence und in Korsika, baskische im Süden. Es wäre verlockend, auf Grund der Typen-

analysen den Specifica der einzelnen Regionen nachzugehen, um damit einen Beitrag zum Thema des «Lokal- oder Regionalcharakters» zu leisten. Es müssten auch die Beziehungen zur gedruckten Märchenliteratur und zur Imagerie aufmerksam geprüft werden.

Mme Tenèze geht so vor, das sie bei jedem Typus den üblichen französischen Titel voranstellt; darunter verweist sie auf die englischen AaTh-Titel, die deutschen Grimm-Titel und die italienischen Titel aus Basile und Straparola, wenn Parallelen vorhanden sind. Dann folgt eine charakteristische Version, wenn möglich aus einer unveröffentlichten Sammlung oder einer schwer zugänglichen Publikation. Anschliessend wird jede Erzählung in ihre Elemente zerlegt, in «Episoden» (mit römischen Ziffern bezeichnet und mit einem kurzen Titelchen charakterisiert) und in ihre Unterabteilungen, die «Szenen» (mit grossen Buchstaben bezeichnet). Im darauf folgenden Katalog der Versionen werden nur die Elemente angegeben, allerdings werden jeweils Ergänzungen und Abweichungen, auch interessante Namen, in Klammern beigefügt. Ausnahmsweise werden Fassungen, welche ziemlich abweichen, ausführlicher wiedergegeben. Am Schlusse jedes Typs – gelegentlich auch als Zusammenfassung mehrerer verwandter Typen – findet sich dann ein Kommentar, der alle nötigen Verweise und geographischen Ausweitungen prägnant, aber äusserst zuverlässig vorlegt. Hinter dieser weisen Zurückhaltung spürt man das wohltuende Prinzip überlegener und kluger Ordnung. Wildhaber

Louis Marin, Les contes traditionnels en Lorraine. Institutions de transfert des valeurs morales et spirituelles. Paris, Imprimerie Jouve, 1964. 168 p.

Das liebenswürdige Büchlein des jüngst verstorbenen Gelehrten entwirft ein lebendiges Bild der Gemeinschaftsformen, die bis etwa 1914 im französisch sprechenden Lothringen Träger der *contes traditionnels* waren: Die *bambins* scharen sich um eine ältere Frau und das assistierende junge Mädchen; ein Handwerker oder Bauer führt grössere Buben in die Welt seines Berufs ein und weckt in ihnen die Liebe für gute Arbeit, wobei er Sprichwörter und Erzählungen zu Hilfe nimmt. Lokale Feste aller Art, vor allem aber die regelmässigen *Couarails*, Treffen von Erwachsenen und jungen Leuten auf offener Strasse, rund um strickende oder Gemüse rüstende Frauen, die *veillées d'hiver* und die nach harter Arbeit unter dem Sternenhimmel abgehaltenen *veillées d'été* waren die hohe Schule des Erzählens und des Gesprächs über die Geschichten. Auf solchen Zusammenkünften mag sich einst Jeanne d'Arc ihre Schlagfertigkeit erworben haben...

Marin gibt, aus eigener Erinnerung schöpfend, ein verklärtes Bild des lothringischen Volkslebens um 1900. Methodisch und genau differenzierend schildert er den Rahmen und die Regeln der Veranstaltungen und evoziert deren Atmosphäre, Wirkung und Einfluss. Gerne hätten wir mehr und detailliertere Beispiele für die Erzählungen selber und für die Art und Weise, wie sie diskutiert wurden und wie auf sie angespielt wurde. Mit Interesse notiert man, dass Rotkäppchen hier vom Wolf nicht gefressen wird, dass nach der Publikation der Prozessakten neue lebendige Züge in die stereotyp gewordenen Geschichten von Jeanne d'Arc einflossen, dass das Stilgefühl der lothringischen Bauern auf Einfachheit und Eleganz ging: *Amour de la précision, du mot bien choisi, des nuances délicates*, aber *horreur des fioritures, des épithètes superflues*. Heute ist diese Erzählkultur, die aussergewöhnlich intensiv und methodisch gewesen sein muss und einen bedeutenden Einfluss auf die Bildung der Persönlichkeit hatte, gebrochen: die Gründe sind dieselben wie anderswo auch. Einige neu entstandene Volkserzählungen (u.a. zum Thema Maquis) lassen Marin immerhin hoffen, dass bei Schaffung günstiger Bedingungen wenigstens etwas von den alten Gewohnheiten wieder aufleben könnte. Max Lüthi

Josef Dünninger (Hrsg.), Fränkische Sagen vom 15. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Kulmbach, 2. durchgesehene Auflage, 1964. 183 S., 13 Abb. (Die Plassenburg, Schriften für Heimatforschung und Kulturpflege in Ostfranken, 21).

Es handelt sich um eine Sammlung von 94 Texten, die Josef Dünninger mit einigen Helfern erarbeitete und 1963 zum erstenmal herausgab. Die Texte sind in der geschichtlichen Reihenfolge der schriftlichen Fixierung originalgetreu wiedergegeben. Als Quellen sind Städte- und andere Chroniken, Handschriften, Flugblätter, Dissertationen, das landes-

kundliche Schrifttum vom 16. bis zum 18. Jahrhundert und Reisebeschreibungen ergiebig, die alle in umfassender Weise durchgemustert wurden. Um allen Ansprüchen einer wissenschaftlichen Ausgabe gerecht zu werden, umfasst der Kommentar mehr als ein Drittel des Buches. Er enthält Quellenangaben, Notizen zu den Autoren sowie aus ihren Werken Stellungnahmen zum Text und zur Sage allgemein. Das alles ergibt nicht nur ein Bild von der Geschichte der Sage in Franken, sondern es stellen sich auch wichtige Belege zur Sagenüberlieferung, zum Sageninteresse und zur Sagenbeurteilung ein. Literaturhinweise, die Einleitung des Herausgebers, das Register, in dem man allerdings hinter den Ortsangaben die Kreise vermisst, und nicht zuletzt die 13 Abbildungen vervollkommnen das Werk.

Zu lange war die Forschung, nachdem die mündliche Tradierung bei uns fast ganz erloschen ist, auf die stilisierten und oft im Text falsch interpretierenden Sagensammlungen des 19. Jahrhunderts angewiesen. Dagegen hebt sich eine solche Veröffentlichung mit Texten, die mit ungeheurer Belesenheit zusammengetragen wurden und die aus der vorwissenschaftlichen Zeit der Sagenaufzeichnung datieren, vorteilhaft ab. Hier hat der Forscher in den teils naiv erzählten Begebenheiten und dem teils aufgeklärt abgelehnten «Fabelwerk» ein Fundament, auf dem er weiterbauen kann. In dem verschiedenen Grad der «Verdichtung» zeigen die Beispiele auch ausgezeichnet den Vorgang der Sagenbildung an sich. Manchen wird erstaunen, dass nicht wenige Erzählgebilde aufgenommen wurden, die man herkömmlich der Legende zuzählt. J. Dünninger erläutert dies in der Einleitung mit dem berechtigten Hinweis darauf, dass bei aller Schwierigkeit der Grenzziehung doch etwa die Entstehungssagen von Wallfahrtsorten, bezogen auf einen Ort und das dort verehrte Bild, und die Verörtlichung einer Heiligengestalt (hl. Gertraud) an ihrer Kultstätte alle Merkmale der Sage aufweisen. Ein solches Werk ist ein Desiderat für jede Landschaft.

Martin Blümcke, Tübingen,

Niedersächsische Sagen. Bd. 1. Hrsg. von *Will-Erich Peuckert*. Göttingen, Verlag Otto Schwartz & Co., 1964. XVI, 487 S. (Denkmäler deutscher Volksdichtung, 6:1).

Peuckert hat in letzter Zeit eine ganze Reihe von Sagen aus dem deutschen Sprachgebiet neu herausgegeben, unter anderem auch in der Serie der «Denkmäler deutscher Volksdichtung». Nun hat er mit einem ganz grossen Plan begonnen: die niedersächsischen Sagen in sechs gewichtigen Bänden vorzulegen. Er begründet es damit, dass die bedeutenderen Sammlungen fast alle vergriffen seien, und dass sich viel kaum auftreibbares Material vorfände, das für die Sagengeschichte wichtig sei, weil gerade den Niedersachsen wegen ihres Beharrens und wegen des Alters der Aussagen eine grosse Bedeutung zukomme. Und nichts eigne sich so sehr wie die Sagen, um ein Volk begreifen zu können. Die Verteilung des Stoffes auf die sechs Bände ist von Peuckert folgendermassen vorgesehen: 1. Bd.: übernatürliche Kräfte, Zweites Gesicht, eschatologische Erwartungen; 2. Bd.: Zaubern und Zauberer, Hexen; 3. Bd.: Tote, Lebender Leichnam, Wiedergänger; 4. Bd.: Wilde Jagd, Wassermann, Weisse Frau, Teufel; 5. Bd.: Unterwelt, Schätze; 6. Bd.: historische Sagen. Diese Sammlung ist als Quellenwerk gedacht; Peuckert wird also den Sagen keine Kommentare beifügen, und er wird keine Deutungsversuche unternehmen. Neben ganz kurzen Sacherläuterungen und den nötigsten schriftdeutschen Formen ungebräuchlicher Dialektwörter gibt es nur die gedruckten Quellenbelege. Wenn immer möglich sucht er auch auf die urtümliche Fassung zurückzugreifen; so findet sich denn gelegentlich neben einer Fundortsangabe der Ausdruck «entschönt» (wobei man sich allerdings fragen kann was Peuckert unter «schön» versteht; ich würde gerade die sogenannte «entschönte» Fassung als «schön» bezeichnen).

Wie sehr Sageneinteilungen subjektiv und problematisch sein können, zeigt sich auch bei der von Peuckert vorgenommenen Einteilung. Ich erwähne diesen Punkt beileibe nicht deswegen, um Peuckert zu kritisieren – dazu anerkenne ich Peuckerts jahrzehntelange Beschäftigung mit der Sage zu sehr – sondern um damit die Schwierigkeit des gerade vor sich gehenden internationalen «Sagengespräches» zu belegen. Peuckert teilt seinen ersten Band in sieben Kapitel ein. Das erste heisst «Mana und Tabu» mit den beiden Unterabteilungen «Wesen» (Menschen, starke Männer, Pferd, Hund, Katze, Vögel, Schlangen, Bäume,

Büsche, Blumen, Steine, Wasser, Teiche, Brunnen, Gewitter; nebenbei: sollen Gewitter unter «Wesen» stehen?) und «Zeiten»(Stunden, Feierabend, Mann im Mond, Sonntagsarbeit, Tage, heilige Zeiten). Es lässt sich nicht vermeiden, dass Überschneidungen vorkommen; so sind «Steinsagen» bei den «Wesen», aber, wenn es um eine Begründung geht, auch bei den «Zeiten» zu finden; der Wilde Jäger kann im 4. Kapitel zu suchen sein, aber als Bestrafung der Sonntagsarbeit auch hier; es lassen sich noch zahlreiche andere problematische Beispiele anführen. Während es sich in diesem Kapitel um die «religiösen» Vorstellungen kraftgeladener Wesen und Zeiten handelt, sind im 5. Kapitel «Fuss-Stapfen» und im 6. Kapitel «So wahr wie» rein äussere, materielle Vorkommnisse und blosse Wortformeln die Kriterien der Einteilung. Dabei ist zu sagen, dass jemand, der nicht mit Peukkerts Eigenwilligkeiten einigermassen vertraut ist, ein Titel «So wahr wie» recht befremdlich vorkommen muss. (Warum steht übrigens die «So wahr wie»-Erzählung auf S. 389f. nicht auch bei dieser Gruppe; wieso ist bei ihr das «Vor-Träumen» wichtiger, während die anderen «So wahr wie»-Sagen nicht unter «Wunder» zu suchen sind, trotzdem man sie doch auch dort einreihen könnte?). Das zweite Kapitel hat den Titel «Wunder»; es umfasst vier Unterabteilungen. Die erste nennt sich «Frommes», was mir als reine – und recht unklare – Verlegenheitsbezeichnung vorkommt, besonders auch, wenn man die drei anderen Abteilungen daneben stellt: «Weisende Wesen», «Bauholz wandert» und «Gelöbnis». Das dritte Kapitel betitelt sich «Frevel» und das vierte «Fluch und Wunsch». Beim siebenten und letzten Kapitel «Die Dinge der Zukunft» unterscheidet Peuckert wieder mehrere Unterabteilungen, bei denen man sich über die Zweckmässigkeit und Klarheit der Abgrenzungen doch gelegentlich Gedanken machen darf. Unter dem «Zweiten Gesicht» (im Inhaltsverzeichnis steht «Zweites Gericht») wird das Voraussehen von Erscheinungen der Zukunft verstanden; daneben gibt es aber auch «Vor-träumen» und «Vorzeichen». Es gibt auch «Wahrsagereien» neben «Propheten und Weissagungen» (im Inhaltsverzeichnis «Weissager»). Dass in dem für den Schlussband vorgesehenen Sachregister vieles, was jetzt etwas problematisch erscheint, auf praktisch-zweckmässige Art gelöst werden kann, ist zu erwarten und zu erhoffen. Denn mit diesem Sagenwerk wird doch eine ausserordentlich wichtige Zusammenstellung leicht und rasch verwertbar gemacht.

Wildhaber

Reidar Th. Christiansen (Hrsg.), Folktales of Norway. Chicago, The University of Chicago Press, 1964. L, 284 S. (Folktales of the World). $ 5.50.

Zu den beiden bereits publizierten Bänden der von Richard M. Dorson herausgegebenen amerikanischen Reihe «Folktales of the World» über Japan und Israel gesellt sich nun der erste europäische Band. Herausgeber und Verleger sind zu beglückwünschen, dass gerade dieser erste Band von einem der hervorragendsten und liebenswürdigsten Meister der skandinavischen Sagen- und Erzählforschung betreut wurde, von Reidar Christiansen in Oslo. Man spürt dem Band vom Anfang bis zum Schluss die überlegene Vertrautheit mit dem Stoff an. Im Vorwort schildert er die kennzeichnenden Züge und Motive der norwegischen Erzählungen. Dann kommen in sorgfältiger Gruppierung die 82 Erzählungen (teilweise mit Varianten): historische Sagen, Zauber- und Hexensagen, Seelenglauben-Sagen, Wassergeister, Luftgeister, Wald- und Berggeister (eine Gruppe, die in Norwegen besonders ausgeprägt ist), Hausgeister und als letztes die «fictional folktales», die Märchen und Schwänke enthalten. Viele der Sagen haben verwandte Züge mit unseren Alpensagen und mit mitteleuropäischen Sagen überhaupt; wir finden die Ofenbeichte (S. 14ff.), die Totenmesse (S. 45ff.), die dankbaren Toten (in einer eigenartigen Auffassung als «Landgeister» im Kampf gegen die «Seegeister», S. 53f.), den Wechselbalg (mit dem Altersvers, S. 92ff.), Pans Tod (S. 125f.), den in der Not verschenkten Schatten (S. 27), die Stunde ist da (S. 67f.). Recht eigenartig und für uns ungewohnt sind zwei Pestsagen (S. 8 und 10f.). Vor jeder Erzählung sind die Angaben (wo sie bekannt sind) über Sammler, Gewährsmann, Ort und Zeit der Aufnahme, Typen- und Motivnummern, Erwähnung der Variantenzahlen und Hinweise auf verwandte Belege in anderen Ländern; wenn eine Erzählung schon publiziert wurde, wird der Ort genau angeführt.

Kurz, hier haben wir eine wissenschaftlich hochwillkommene, einwandfreie Sammlung von herrlichen Erzählungen. Den Richtlinien des Editionsprinzips gemäss stehen am Schluss ein Glossar der ausgesprochenen, nicht gut übersetzbaren norwegischen Bezeichnungen und Namen, eine Bibliographie (die sich für mein Empfinden besser auf rein norwegische Literatur beschränkt hätte; die übrigen Angaben sind doch etwas eklektisch). Indices der Typen, Motive, «migratory legends» (in Anlehnung an ein Buch von Christiansen), Orte und schliesslich ein «general index». Die Einführung zum Buche ist vom Herausgeber der Serie, Richard Dorson, geschrieben. Wir können nur wünschen, dass Herausgeber von Sagensammlungen sich die Anlage dieses Buches genau ansehen. Wildhaber

Gerhard Eis, Altdeutsche Zaubersprüche. Berlin, Walter de Gruyter & Co., 1964, 182 S., 12 Tafeln.

Dieser Band vereinigt in willkommener Weise grösstenteils früher gedruckte Aufsätze des Verfassers. Abgesehen vom Thema, das der Titel nennt, halten sie zwei leitende Thesen zusammen. Die erste lautet, dass eine Interpretation der Zaubersprüche leicht in die Irre gehen könne, wenn sie ohne Kenntnis der mittelalterlichen Fachsprache vorgenommen werde. Tatsächlich gelingt Eis als hervorragendem Kenner der veterinärmedizinischen Literatur für verschiedene Sprüche zum ersten Mal eine überzeugende Deutung. Zu Diskussionen unter Altgermanisten wird es führen, dass Eis den ältesten deutschen Zauberspruch, den Wiener bzw. Tegernseer Wurmsegen aus dem 9. Jahrhundert, auf eine Erkrankung des Pferdefusses bezieht, womit sein Inhalt in die Nähe des 2. Merseburger Spruchs rückt. Noch mehr Aufregung wird aber die 2. These verursachen: dass die alten deutschen Sprüche Wandergut aus dem Osten seien, auch die beiden Merseburger, die man meist als indogermanisches Erbgut betrachtet, weil sie indische Parallelen haben. Die Ergebnisse der finnischen Märchenforschung haben Eis zu dieser Überzeugung geführt, wozu nur zu sagen wäre, dass die Hauptmasse der Märchen erst über die Kreuzzüge nach dem Westen vermittelt wurde, während die Zaubersprüche selbstverständlich auf einen viel älteren Kulturkontakt zurückgehen müssten. Eis sieht die Verbindung zwischen Indien und Deutschland über Griechenland und Rom; Vermittler wären gerade die Veterinäre gewesen. Obwohl manches Vermutung bleiben muss, wird es nicht leicht sein, seine Argumente zu widerlegen. Merkwürdig, dass er auf zwei gewichtige Zeugen für seine Wandertheorie nicht hingewiesen hat: Schon 1929 vertrat Helmut de Boor (in Merker-Stammlers Reallexikon s.v. Zauberspruch) die Ansicht, dass der Typus der Merseburger aus dem «grossen Sammelbecken spätantiker Magie den Germanen zugekommen» sei, und F. Ohrt führte 1936 (Hess. Blätter 35, 49ff.) die so bezeichnende epische Einleitung auf den «semitischen Orient» zurück. – Neben zahlreichen Sprüchen, die sich auf Pferde beziehen (oder wenigstens beziehen können), behandelt Eis auch Jagdzauber, Feuerbann, Schatzgräberei und, für die Schweiz von besonderem Interesse, ein magisches Gebet aus Muri, das eines der ältesten mittelalterlichen Zeugnisse für die Angst vor Behexung sein dürfte. Man hat künftig bei allen Untersuchungen über deutsche Zaubertexte das wichtige, mit guten Registern ausgestattete Buch zu Rate zu ziehen.

Trümpy

Jozef Van Haver, Nederlandse incantatieliteratuur. Een gecommentarieerd compendium van Nederlandse bezweringsformules. Gent, Secretariaat van de Koninklijke Vlaamse Academie voor Taal- en Letterkunde, 1964. 506 S. (6. Reihe, Gekrönte Werke, 94).

Das dicke, preisgekrönte Werk über die niederländischen Beschwörungsformeln gliedert sich in drei Teile: geschichtliche Einleitung und Terminologie, Textsammlung und Kommentar. Was die Terminologie angeht, versucht der Verfasser, die Scheidung in die vier Gruppen Beschwörung, Segen, Gebet und Zauberspruch durchzuführen. Es ist sehr interessant, dieser Gruppierung das Buch von Irmgard Hampp «Beschwörung, Segen, Gebet. Untersuchungen zum Zauberspruch» gegenüberzustellen, die schon in ihrer Titelformulierung andeutet, dass sie die ersten drei Abteilungen unter den Oberbegriff «Zauberspruch» subsumiert, was – meiner Ansicht nach – eine klarere, praktische Ein-

teilung besser gewährleistet. (Hampps Buch ist 1961 erschienen; Van Havers Buch ist zwar 1964 gedruckt, aber bereits 1960 fertig vorgelegen). Was Van Havers Arbeit so besonders wertvoll macht, ist das ausserordentlich reiche Material, das er, in geordneten Gruppen, uns vorlegt; mir persönlich erscheint sein Einteilungsschema nicht immer völlig überzeugend, aber das schränkt ja den erstaunlichen Quellenreichtum in keiner Weise ein. Bei den «Beschwörungen» unterscheidet er solche gegen Krankheiten der Menschen (z. B. Geburtsnöte, Blutstillen, Brand, Bauchweh, Schluckersegen, Fieber, Augenweh, Zahnweh, Verstauchung, Wurm, Warzen), gegen Krankheiten des Viehs, gegen Würmer- und Raupenplagen und bei «allerlei Nöten» (Ratten und Mäuse; gegen das Fortfliegen von Bienenschwärmen). Die nächste, grosse Gruppe hat den etwas eigenartigen Titel «Volksgebete»; sie wird unterteilt in Abwehrformeln (Epilepsie; Pest; gegen böse Hunde; Haussegen; Reisesegen), Segen (um Gestohlenes oder Verlorenes zu finden; um im Spiel zu gewinnen; um Fruchtbarkeit zu erwecken) und Gebete (Nachtgebet; Gebet, um rechtzeitig geweckt zu werden). Die dritte und letzte Gruppe wird vom Verfasser als «Zauber- und Geisterwelt» bezeichnet; ihr gehören an: Abwehrformeln (gegen böse Geister, Nachtmahr, Werwolf, Hexen), Beschwörungen (Teufelsbeschwörungen, Hexenbeschwörungen, Beschwörungen gegen verhextes Vieh), Zaubersprüche (um durch die Luft zu fliegen: Hexenritt), Liebeszauber und Orakelsprüche. – Der den Abschluss bildende Kommentar bringt nun alle nötigen Erläuterungen und Parallelverweise; er enthält wieder zahlreiche, aufschlussreiche und wertvolle Angaben, für die wir dem Verfasser dankbar sind. Auch hier mag man beim Einteilungsschema gewisse Vorbehalte machen. Was «Form und Stil» der Zaubersprüche angeht, untersucht Van Haver die «Einkleidung der Formel» (Zeit- und Ortsangaben, begleitende Handlungen und erforderliche Requisiten), die «Formelemente» (Befehlsform, Vergleichsform, Prosa, Reim) und die Stilelemente (Reim und Metrum). Im Abschnitt über den «Inhalt» der Sprüche geht er zunächst auf die «primitiven Auffassungen und Symbole» ein (Krankheiten übertragen; Baum; Kreis; Sonne, Mond und Sterne; Erde, Wasser; Zahlen; vermindern, vermehren). Danach stellt er die Motive zusammen, die häufiger auftreten. Sie sind als Vergleichsmöglichkeiten zu anderssprachigen Sprüchen sehr nützlich. Ich führe nur einige Beispiele an: Jordanmotiv, Longinusmotiv, Dreifrauenmotiv, Merseburgermotiv, Farbenmotiv. Den Abschluss bildet eine (etwas knappe) Zusammenstellung über die Bezüge aus dem Alten und dem Neuen Testament und über die Heiligen, mit ihren Patronaten, in den Beschwörungen. – Die angeführte Bibliographie ist zwar sehr umfangreich, aber sie bringt eine Reihe ganz allgemeiner Werke, die man einfach als selbstverständlich voraussetzen dürfte. Andrerseits hätte ein kurzer Blick in die Bände der «Volkskundlichen Bibliographie» manchen Ergänzungstitel bringen können. Warum ist z. B. bei Leproux nur der 1. Band erwähnt und der 2. Band (erschienen 1957) nicht mehr (auch in ihm finden sich manche Zaubersprüche)?

Wildhaber

Imre Katona, Historische Schichten der ungarischen Volksdichtung. Helsinki, Suomalainen Tiedeakatemia, 1964. 36 S. (FF Communications, 194.)

Dem Charakter dieser Skizze, die «lediglich eine kurze, seit langem fehlende Zusammenfassung geben» (S. 3) will, entspricht es, dass Probleme angeschnitten, Forschungsergebnisse ausgebreitet und in das europäische Überlieferungsbild eingeordnet werden. Wer daher eine Einführung in die ungarische Volksdichtung sucht, wird mit Gewinn nach der Schrift von Katona greifen. Wen spezielle Interessen leiten: die Sagen- oder Volksmusikforschung, das Volksschauspiel oder Märchen, dem eröffnen sich zudem mit Hilfe des ausführlichen Literaturverzeichnisses weitere Wege. Für die Forscher «westlicher» Länder ist vor allem erstaunlich, wie Verf. Schicht für Schicht abhebt und so bis in die Zeit der ungarischen Landnahme und zu asiatischen Vorfahren zurückführt. Kein anderes europäisches Volk könnte auf dem Gebiet der Volksdichtung die historische Entwicklung heute ähnlich genau nachzeichnen.

Wolfgang Suppan

Donn V. Hart, Riddles in Filipino folklore. An anthropological analysis. Syracuse, N.Y., Syracuse University Press, 1964. XIII, 318 S., Abb.

Abgesehen von der eigentlichen Sammlung von Rätseln, die als solche schon ganz erstaunlich und ausserordentlich aufschlussreich ist, liegt die Bedeutung des Buches in der Art und Weise, wie das Problem «Rätsel» angepackt und behandelt wird. Um dieser theoretischen Darstellungsweise willen möchte ich das Buch jedem empfehlen, der sich mit Rätseln, überhaupt mit der «Kleindichtung» und sogar der ganzen oralen Dichtung abgibt. Ähnliche Fragen sind allerdings auch früher schon von der Schwietering-Schule aufgegriffen worden. Es geht um das Verstehen einer Erscheinung als soziologische Funktion; für die Rätsel drückt es der Verfasser so aus: «far more is known now about riddles than riddling». Also: sicherlich soll ein Produkt der Kleindichtung philologisch-historisch untersucht werden im Hinblick auf seine formale Gestaltung, stilistischen Eigentümlichkeiten und motivlichen Abhängigkeiten und Beeinflussungen, aber damit beschränkt sich die Aussage doch auf die äussere Erscheinungsform und ihre formale Stil- und Motivgeschichte. Der Verfasser will an einem Spezialfall die Rätsel in die gesamte Kultur einer Gruppe hineinstellen; es geht ihm nicht darum, ob die Lösung «Ei» oder «Katze» heisst, sondern er möchte wissen, warum das «Ei» so auffällig häufig in Rätseln vorkommt und warum die «Katze» fast gänzlich fehlt, trotzdem beide Objekte dem häuslichen Umkreis angehören. Hart hat während mehreren Jahren auf den Philippinen Material gesammelt; er hat dann begonnen, die Rätsel der christlichen Filipinos aufzuzeichnen und zu kommentieren. Er wollte mit seinem Buch einen fünffachen Zweck verfolgen: die Rätsel einer christlichen Filipino-Gruppe zu sammeln, über die bisher noch wenig publiziert wurde; die soziologischen Hintergründe des Rätselstellens zu untersuchen; alles publizierte und unpublizierte Material in der Gesamtheit zusammenzustellen; Hypothesen aufzustellen, warum gewisse Rätselgegenstände besonders beliebt sind; Einbezug der Rätsel in die Gesamtkultur der christlichen Filipinos. In einem ersten Teil stellt der Verfasser «the cultural milieu of riddling» dar; es geht ihm um eine Auseinandersetzung mit den bestehenden Rätseldefinitionen (vor allem natürlich mit dem anerkannten Meister der Rätselforschung, Archer Taylor), die auf die Verwendbarkeit für seine Sammlung geprüft werden, um die Methoden der Klassifikation, um die Funktion der Rätsel in der Kultur einer Gruppe und um die Rätselauswahl. Der zweite Teil bringt dann die mit vorzüglichen Anmerkungen versehene grosse Rätselsammlung (909 Nummern). Die Einteilung unterscheidet 20 Gruppen; für jede Gruppe werden ganz systematisch «Häufigkeitsziffern» der Lösungen gegeben (da die Sammlung auf – relative – Vollständigkeit Anspruch erheben darf, gewinnen diese Häufigkeitsziffern natürlich an beweiskräftigem Wert). Ein Index der Lösungen und Vergleichsobjekte und eine sorgfältige Bibliographie beschliessen das interessante Buch. Wildhaber

Kenneth S. Goldstein, A Guide for Field Workers in Folklore. Hatboro, Pennsylvania, Folklore Associates, 1964. XIX, 199 S. (Memoirs of The American Folklore Society, 52).

Die Volkskunde, das wurde immer wieder festgestellt, hat keinen gültigen Fundus an Methoden entwickelt, jedenfalls keine, die für die gesamte Disziplin verbindlich sind. Nun ist diese Tatsache unabänderlich und deshalb keinesfalls zu bedauern; unabänderlich deshalb, weil die Sachgebiete innerhalb der Wissenschaft viel zu eigenständig sind, als dass sie eine allgemeingültige Methodik vertrügen: Hauskonstruktionen, Märchen und Bräuche lassen sich nicht mit den gleichen Kategorien erfassen. Die Haus- und die Märchenforschung etwa haben bekanntlich für ihre eigenen Sachgebiete durchaus Methoden entwickelt, und es erübrigt sich, zu sagen, dass das auch für die – meisten – anderen Bereiche der Volkskunde gilt.

Unabhängig davon ist zu fragen, weshalb praktische Explorationshilfen fehlen, methodische Anleitungen vordergründiger, handfester Art, die doch sicher notwendig sind. Zweifellos ist gerade das volkskundliche Interview in hohem Masse vom Geschick und von der Persönlichkeit des Explorators abhängig: mit keinem, auch noch so ausgeklügelten, Fragebogen lässt sich etwa rezenter Hexenglaube erheben. Aber viele vergebliche Wege in der Feldforschung lassen sich durch konkrete Ratschläge vermeiden. Fragen, die in den Intimbereich des familiären Lebens zielen, gehören an den Schluss einer Befragung; Gruppeninterviews können überaus nützlich sein, sind unter bestimmten Umständen aber

zu vermeiden; zu vielen Problemen sollten Frauen gehört werden, zu anderen Männer. Goldstein hat solche Ratschläge in übersichtlicher, verständlicher und leicht lesbarer Form zusammengefasst, und er scheut sich keinesfalls, auch solche Fragen zu beantworten, die hierzulande leicht als banal betrachtet werden: wie arbeitet man am besten mit Tonaufnahmegeräten, wie und wann ist die photographische Aufnahme von Nutzen? Vor allem liest man die Hinweise auf die beste Art der Arbeitsvorbereitungen mit Befriedigung; die richtige Auswahl der Gewährsleute etwa ist nicht nur wichtig, sondern geradezu ausschlaggebend. Zu bedauern ist, dass Goldsteins Buch nicht mit entsprechenden soziologischen Arbeiten konkurrieren kann – als solche Konkurrenz ist es aber auch nicht gedacht. Um so dringender bleibt eine Arbeit, wie sie etwa René Königs «Interview» darstellt, ein volkskundliches Desiderat. Herbert Schwedt, Tübingen

Alan Dundes, The morphology of North American Indian folktales. Helsinki, Suomalainen Tiedeakatemia, 1964. 134 S. (FFC, 195).

Der Autor bezeichnet seine Arbeit in der Einführung als «wissenschaftliche Studie einer primitiven Kunstform» und meint, sie dürfe als wissenschaftlich gelten, weil sie ein hypothetisches, abstraktes Modell errichte und dieses Modell an der phänomenologischen Wirklichkeit der nordamerikanischen Indianersagen prüfe. In Wirklichkeit gelingt Alan Dundes der Nachweis durchaus, dass die Sagen oder Mythen der nordamerikanischen Indianer strukturiert sind (vom strukturellen Standpunkt aus besteht kein Unterschied zwischen Sage und Mythe). Man fragt sich nur, ob das erreichte Ergebnis Anstoss zu weiteren Forschungen in der eingeschlagenen Richtung geben kann. Um diese Zweifel zu begründen, muss etwas ausgeholt werden. Alan Dundes stellt in den ersten 60 Seiten der Arbeit, die einen vorzüglichen Überblick über bisherige Untersuchungen am Sagen- und Mythenmaterial geben, u.a. fest, dass man sich viel mit dem Sammeln, wenig mit dem Klassifizieren und noch weniger mit dem Analysieren dieses Materials beschäftigt hat. Allfällige Analysen, so sagt der Autor, hätten sich fast nur mit Fragen der geographischen und historischen Verbreitung, resp. mit dem Klassifizieren der einzelnen Motive befasst. Eigentliche Strukturforschungen seien kaum durchgeführt worden, ja, man habe allgemein die Auffassung vertreten (was durch Zitate belegt wird), die Mythen und Sagen der Indianer seien nichts als Kombinationen loser und zufälliger Motivkomplexe *(plots)*. Dundes wendet sich also gegen das ausschliessliche Untersuchen von Motiven, wie es von Forschern der philologisch-historischen Richtung geübt wird. Strukturelle Einheiten findet der Autor nun in den sog. Motifemen. Der Begriff des Motifems lehnt sich an die Begriffsbildung der linguistischen Strukturforschung (Phonem usw.) an und bezeichnet Grundsituationen, Bewegungen und Aktionen einer Geschichte. Oft bilden die Motifeme Gegensatzpaare, etwa: Gebot / Missachten des Gebots; Prüfung / Bestehen der Prüfung; Flucht / Rettung; Mangel / Beheben des Mangels. Wichtig ist der Hinweis, dass die Ausgangslage aller von Dundes untersuchten Sagen auf wenige Motifeme beschränkt werden kann: auf Mangel oder auf das Missachten eines Gebots. Dass diese Ausgangssituationen die Geschichte «ins Rollen» bringen, zeigt, dass sich die indianischen Sagen und Mythen in der Regel vom Pol des Gleichgewichtsverlustes auf den Pol der Gleichgewichts-Wiedererlangung zubewegen. Dieser Umstand wie auch die Aufgliederung der Motifeme in Gegensatzpaare sagt nun – was der Autor verschweigt – weniger über die Strukturen eines literarischen Genres als vielmehr etwas über die Denk- und Empfindungsweise der Naturvölker überhaupt aus. Alle Mythen und Sagen, alle Volkssagen auch, müssen demnach ähnliche Bewegungskurven aufweisen; sie werden sich höchstens in der Gruppierung und Komplexität der Motifem-Folgen (Sequenzen) unterscheiden. Das bedeutet aber, dass sich aus ihnen, wenn die Strukturen einmal erkannt sind, nicht mehr allzu viel herausholen lässt. Die Entdeckung der Motifem-Sequenzen ist übrigens dem Russen Vladimir Propp (Morphology of the Folktale, 1928) zu verdanken. Alan Dundes kommt das Verdienst zu, Propps Methode auf das amerikanische Material angewandt und daran geprüft zu haben. Gerhard Baer

Gerlinde Hole, Historische Stoffe im volkstümlichen Theater Württembergs seit 1800. Tübingen, Tübinger Vereinigung für Volkskunde, 1964. VI, 209 S. (Volksleben, 4).

Der Stoff, dem Gerlinde Hole eine sorgfältige Untersuchung widmet, hatte sich bisher nicht nur dem Interesse, sondern auch den überlieferten Methoden der Volkskunde entzogen. Das Volksschauspiel ist an und für sich reichlich spät zum Objekt wissenschaftlichen Interesses geworden und seine Begriffsgrenzen bleiben noch immer schwankend (Hans Moser–L. Kretzenbacher, L. Schmidt). Die Autorin hat ihren eigenen, den einzig möglichen Weg eingeschlagen und sich für eine «archivalische Volksschauspielforschung» entschlossen, wobei sie die einzelnen Spiele unter drei Aspekten behandelt: Spielform, Spielinhalt, Spielträger. Der sonst fast unübersehbare Stoff (158 Spieltexte!) erscheint damit in seinen Themenkreisen und gliedert sich in Ritter- und Räuberromantik, Nationale Volkshelden, Monarchischen Patriotismus, Bewusstsein der Nation und Heimatbewusstsein. Es ergeben sich dabei wertvolle Zusammenstellungen, Übersichten und Exkurse (so z.B. über Andreas Hofer-Spiele, über die Telltradition der Schweiz, über die Bemühungen um ein Nationalfestspiel, weiter über Entwicklung des Heimatgefühls und das daraus entstandene Heimatspiel usw.). Die Verfasserin versteht es, die theatralische Tätigkeit bestimmter Volkskreise, dabei die epigonenhafte Umarbeitung bestimmter literarischer, d.h. oberschichtlicher Theatertexte im 19. und 20. Jahrhundert, wo zumeist in Württemberg von einem brauchtümlichen Spiel aus der Überlieferung keine Rede mehr sein konnte, der Volkskunde nahezubringen. Die historischen Spiele des württembergischen volkstümlichen Theaters ermöglichen es ihr auch, die schon von Richard Weiss festgestellte «ungeschichtliche Einstellung» des Volkes darzutun. Ihr Unternehmen enthält ausserdem wertvolle Anregungen, da man sich ja früher oder später besonders in theaterfreudigen Ländern dem «volkstümlichen» Spiel der letzten hundert Jahre als Ganzem, also nicht nur den historischen Stoffen darunter, von volkskundlicher Seite wird nähern müssen. Ein in jeder Hinsicht wertvolles Buch. Niko Kuret

Adolf N. Ammann, Tannhäuser im Venusberg. Der Mythos im Volkslied. Mit Bildern von Cornelia Forster. Zürich, Origo Verlag, 1964. 256 S.

Die Sage vom Venusberg hat vor allem im 15., 16. und 17. Jahrhundert die Gemüter der Menschen mächtig bewegt. Eine eigenartige Faszination ging von dem Stoff aus; nahezu alle Dichter der frühneuhochdeutschen Epoche, von Fischart bis Grimmelshausen, von Sebastian Brant bis zu Hans Sachs erwähnen ihn und setzen sich in irgendeiner Form mit ihm auseinander. Viele Gelehrte und Reisende haben versucht, den Venusberg in Italien oder anderswo ausfindig zu machen und zu besuchen. Nicht zu Unrecht hat der Predigermönch Felix Faber 1483 in Zürich von einer regelrechten «Venusberg-Besessenheit» gesprochen. Im 13. Jahrhundert bereits hatte sich die sog. «Mittelhochdeutsche Dichterheldensage» (Titel eines Buches von Fritz Rostock, Halle 1925) des Stoffes bemächtigt und ihn mit der Gestalt des Dichters Tannhäuser in Verbindung gebracht. Die Ballade vom Tannhäuser hat im Volksmund tiefe Wurzeln geschlagen und ist in der Schweiz und in Österreich bis ins 20. Jahrhundert hinein lebendig geblieben. Daneben zeugen volkstümliche Prosaerzählungen, ja sogar sprichwörtliche Redensarten von der Lebenskraft der erstmals 1420 bei Antoine de la Salle literarisch fassbaren Sage. Diese Tatsachen lassen es durchaus als berechtigt erscheinen, den Stoff einer erneuten monographischen Bearbeitung zu unterziehen, nachdem die letzte Behandlung durch Barto (Tannhäuser and the Mountain of Venus, New York 1916) in vielen Punkten überholt und ergänzungsbedürftig geworden ist.

Die erste Forderung, die eine neue Tannhäuser-Monographie zu erfüllen hätte, wäre Vollständigkeit des Materials. Der Verf., ein aus der Schule C. G. Jungs hervorgegangener Psychologe, betont in seinem Vorwort, dass es ihm tatsächlich darum geht, dem Leser die ganze Fülle des Materials über Tannhäuser und den Venusberg vorzulegen. «Nur der Überblick über den Stoff in seinen vielfältigen Variationen schafft die Voraussetzungen, den Sinn des Mythos zu erfassen und seine Bedeutung für unsere gegenwärtige psychische Situation herauszuarbeiten.» Ein erster Blick in das materialreiche Buch mit seinen mehr als 600 Anmerkungen bestätigt das Bemühen des Verf. nach Vollständigkeit. Die Vielzahl der teilweise aus äusserst entlegenen Quellen beigebrachten Belege und Zitate vermittelt einen lebhaften Eindruck von der Verbreitung und Bedeutung des Stoffes in

der europäischen Literatur und Volksdichtung. Leitfaden für den Gang der Untersuchung ist dem Verf. die Tannhäuser-Ballade, die er Strophe für Strophe interpretiert und kommentiert. Aber hier müssen unsere Bedenken einsetzen: Ammann kommt über die bei Barto verzeichneten Volksliedvarianten kaum hinaus; neuere Untersuchungen zu dem Stoff, z. B. Kretzenbachers Arbeiten («Der Tannhäuser in der Volksdichtung Österreichs», in: Volkslied Volkstanz Volksmusik 48, 1947; «Tannhäusers Fahrt ins Paradies», in: Heimat im Volksbarock, Klagenfurt 1961) sind ihm unbekannt geblieben, desgleichen die Zusammenstellung der bis zum Jahre 1935 erfassten 56 Textvarianten in der wissenschaftlichen Gesamtausgabe der «Deutschen Volkslieder mit ihren Melodien» Balladen Bd. 1, Nr. 15. Die allerorts leicht zugängliche Sammlung von Erk-Böhme, Deutscher Liederhort, die unter Nr. 17–18 neun Liedvarianten bringt, wird ebensowenig zitiert, stattdessen greift Verf. auf sekundäre Wiederabdrucke wie die von Mittler und Könnecke zurück. Die Wiedergabe der Texte ist in den vom Rez. nachgeprüften Fällen keineswegs diplomatisch getreu.

Viele Passagen des Buches sind von einer kaum zumutbaren Langatmigkeit und Breite, nicht nur deshalb, weil der Verf. die zahlreichen im Original mitgeteilten mhd. oder frühnhd. Beispiele mit ausführlichen Prosaerläuterungen versieht, die in der Regel nicht viel mehr aussagen als die Texte selbst; störend empfindet man es vor allem, dass Verf. an keiner Stelle seines Werkes versäumt, seitenlang Wörterbuchweisheiten wiederzugeben, die ihn mitunter meilenweit von der zu interpretierenden Textstelle wegführen. Es mag zwar ganz interessant sein, dass die Eingeborenen in Ostpolynesien mit verzierten Schenkelknochen ihrer verstorbenen Vorfahren herumspazieren oder dass portugiesische Seeleute geweihte grüne Kerzen mit in ihre Barken nehmen, aber mit dem Stabwunder des Tannhäuserliedes hat das nur noch herzlich wenig gemein. Wichtigere Stellen, die hier zu nennen wären, etwa die osteuropäische Volkserzählung vom Räuber Madej (AaTh 756, vgl. FFC 69), bleiben unerwähnt. Der Leser tut gut daran, diese viel zu breit geratenen Exkursteile S. 100ff., 121f., 147ff. und 173ff. zu überschlagen und sich auf die Liedtexte zu beschränken. Aber auch damit wird er leider keine reine Freude haben. Dieselben werden in ihre anatomischen Bestandteile zerlegt und stückweise dargeboten, so dass zum Schluss von keinem der mitgeteilten Lieder ein Gesamteindruck zurückbleibt. Wissenschaftlicher Einstellung hätte es entsprochen, eine Auswahl der wichtigsten Textfassungen voranzustellen und bei der Interpretation jeweils darauf zurückzugreifen.

Ein Versuch, der Entstehung der Tannhäusersage nachzugehen und ihren Kern herauszuschälen, ist nicht unternommen worden. Viele Motive, die der Verf. aufzählt, z. B. vom getreuen Eckart als Warner am Eingang zum Venusberg, von Frau Holt, von der Entrückung in den Venusberg u. a. stellen offensichtlich spätere Zutaten dar, die aus anderen Sagen sekundär übernommen wurden. Die psychologische Ausdeutung, die Ammann stattdessen am Schluss seines Bandes bietet, sieht in Tannhäuser den Helden im Zwiespalt zwischen göttlicher und irdischer Liebe, dessen «Versuch einer Kontaktnahme zwischen der Dominante des kollektiven Bewusstseins und dem abgespaltenen Bereich des naturhaften Eros» misslungen ist (S. 164). Tannhäuser wird ihm so zu einem Symbol der bedrängten menschlichen Existenz, zu einem Bild der abendländisch-christlichen Kultur schlechthin. Diese Deutung ist volkskundlich ohne Belang, wie überhaupt das Urteil des Volkskundlers zu dem Buch insgesamt dahingehend lauten muss, dass es zwar mit grossem Arbeitsaufwand geschrieben ist, aber im Grunde wenig Neues bringt.

Rolf Wilh. Brednich, Freiburg i. Br.

Neugriechische Volkslieder. Auswahl und Übertragung ins Deutsche von *Hedwig Lüdeke*. Zweiter Teil: Übertragungen. Herausgabe im Auftrag der Akademie Athen besorgt von *G. A. Megas*. Athen, Akademie, 1964. XVI, 344 S.

Dass Bücher ihre eigenen Schicksale haben, gilt auch für das vorliegende Werk einer begeisterten Freundin des griechischen Volkstums. Die Autorin Hedwig Lüdeke (1879–1961) war Autodidaktin; sie hat sich auf vier Griechenlandreisen als Sammlerin griechischer Volksdichtung in Fachkreisen einen Namen gemacht, der gleichberechtigt neben denjenigen verdienter griechischer Volkskundler genannt werden darf. Von 1935 bis 1939

gelang es ihr, in vielen Teilen Griechenlands, besonders auf Zypern, Kreta und anderen Inseln ein einmaliges Material hunderter wertvoller Volksliedtexte aufzuzeichnen. Über die an Entbehrungen und persönlichen Opfern reichen Fahrten berichtete sie in ihren lesenswerten Erinnerungen (erschienen unter dem Titel «Im Paradies der Volksdichtung», Berlin, Minerva-Verlag, 1948).

Auf Anregung der Stadtverwaltung Athen und vieler griechischer Freunde vereinte sie eine Anzahl eigener Aufzeichnungen mit ausgewählten Beispielen aus gedruckten griechischen Volksliedsammlungen zu einer Anthologie, die 1943 vom Verlag der Athener Akademie mit dem Titel *Ἑλληνικὰ δημοτικὰ τραγούδια* veröffentlicht wurde. Einundzwanzig Jahre vergingen, ehe die zugehörigen Übersetzungen im Druck erscheinen konnten. Sie liegen nunmehr in einer mustergültigen, von dem Altmeister der griechischen Volkskundeforschung G. A. Megas sorgfältig betreuten Ausgabe vor. Man darf diesem Buch weite Verbreitung wünschen. Es eröffnet den Zugang zu einem im deutschsprachigen Raum weitgehend unbekannten Gebiet der europäischen Volksdichtung. Die meisterhaften Übertragungen erschliessen nicht nur in getreuer Wiedergabe den Wortlaut des griechischen Originals, sondern sie sind darüber hinaus sprachlich vollendete Gebilde von besonderem poetischen Reiz.

Der Band enthält 263 Liedtypen, zu denen Lüdeke jeweils eine oder mehrere Varianten abdruckt. Neben den historischen und Klephtenliedern, den Liedern von Charos und den Totenklagen, den Brauchtums-, Liebesliedern und Zweizeilern sind es vor allem die Balladen (Nr. 14–121), die einen Grossteil des Raumes einnehmen und das besondere Interesse des deutschen Volksliedforschers finden. Zahlreichen Liedern, die Motivverwandtschaft mit entsprechenden deutschen Erzählliedern aufweisen, stehen einige Stücke gegenüber, deren Überlieferung direkt mit den mitteleuropäischen Parallelen zusammenhängt (s. Nr. 36–38 = Deutsche Volkslieder mit ihren Melodien Nr. 38 «Die Wette»; Nr. 49–54 = DVldr. Nr. 55 «Ritter und Magd»; Nr. 85–88 = DVldr. Nr. 76 «Die misshandelte Schwiegertochter»). Nr. 103 hat seine Entsprechung in ähnlichen deutschen Liedern von St. Georg (Erk-Böhme Nr. 2097); der Anfang von Nr. 104 entspricht dem verbreiteten Typus eines Waisenliedes, während die Fortsetzung (V. 41ff.) mit dem Märchen des Aschenputtel-Typus (AaTh 510) übereinstimmt.[1] — Hedwig Lüdeke hat das Manuskript zu einem zweiten Band mit den mittelalterlichen epischen Heldenliedern der byzantinischen Zeit hinterlassen. Der Veröffentlichung dieses Bandes, dessen deutsche Übersetzung zur Zeit noch verschollen ist, darf man mit Spannung entgegensehen.

Rolf Wilh. Brednich, Freiburg i. Br.

Manfredi Del Donno, Poesia popolare religiosa. Studi e testi di leggende agiografiche e moraleggianti del Sannio beneventano. Firenze, Leo S. Olschki, 1964. VI, 139 S. Lire 2000. (Biblioteca di Lares, 13).

Francesco Zucchi, Del vestire alla marchigiana. Firenze, Leo S. Olschki, 1964. X, 142 S., 20 Taf. Lire 3000. (Biblioteca di Lares, 14).

Manfredi Del Donno, Poesia popolare religiosa. Canti narrativi del Sannio beneventano. Firenze, Leo S. Olschki, 1964. V, 55 S. Lire 1200. (Biblioteca di Lares, 15).

Giovanni Tassoni, Tradizioni popolari del Mantovano. Firenze, Leo S. Olschki, 1964. XXII, 573 S., 28 Taf. Lire 6500. (Biblioteca di Lares, 16).

Sesto Fontana, Il Maggio. Firenze, Leo S. Olschki, 1964. 290 S., 12 Taf. Lire 3500. (Biblioteca di Lares, 17).

Paolo Toschi, La leggenda di San Giorgio nei canti popolari italiani. Firenze, Leo S. Olschki, 1964. VI, 128 S., 7 Taf. Lire 2000. (Biblioteca di Lares, 18).

Die von Paolo Toschi, Rom herausgegebene und von Leo S. Olschki, Florenz verlegte Biblioteca di Lares, eine Supplementserie also zu der bekannten italienischen Fachzeitschrift, ist inzwischen zu einer ganz bedeutenden volkskundlichen Reihe geworden, die nicht nur die Italiener anspricht. 1964 sind sechs neue Bände erschienen, die den Charakter

[1] Vg. H. Lüdeke, Das «Aschenbrödel» als griechische Volksballade, in: ZfVk. 46 (1936–37) 87–91.

der ganzen Reihe deutlich erkennen lassen. Es geht Toschi zunächst einmal um eine Bestandsaufnahme der traditionellen italienischen Güter, die sich in umfassenden Monographien (über die Marken, Abruzzen und Molise, Friaul, Mantua) und Studien über Einzelphänomene (Kuppelbauten, Tracht, Freilichttheater) niederschlägt. Der zweite Schwerpunkt der Reihe liegt bei der Volkspoesie, der nahezu die Hälfte der vorliegenden Arbeiten gewidmet ist. Fast alle Studien sind der Vergangenheit zugewandt, nur zaghaft wagt man es, auch das aktuelle Volksleben zu beobachten (Elvira Nobilio, Bd. 10, ist sogar mit dem Tonband unterwegs gewesen). Von Stadtvolkskunde oder Industrievolkskunde wollen die italienischen Kollegen offenbar noch nichts wissen. Wer wagt, wie A. Zacher im Jahre 1910 (!), ein «Römisches Volksleben der Gegenwart»? Und wie leben eigentlich die Milanesen oder die Arbeiter bei der FIAT?

Nun zu den hier angezeigten Arbeiten. Die bedeutendste ist ohne Zweifel das monumentale Werk von G. Tassoni (Bd. 16). Der Verf. gibt eine vollständige, präzise, bewundernswert vielwissende Volkskunde der Provinz Mantua, eingeteilt in 1. Lebenskreis, 2. Jahreskreis, 3. Haus und Arbeit, 4. Volkswissen. Er kennt jedes Gerät der bäuerlichen Wirtschaft, weiss genau, wie die einzelnen Feldarbeiten verrichtet werden, hat dem Volk aufs Maul geschaut, kennt die Spiele der Kinder so gut wie alle angelbaren Fische im Po-Flusse, den makkaronischen «Baldus» des Teofilo Folengo so gut wie obskure, moderne Zeitungsnotizen. Ein Mann, dem die einheimischen Bauernhöfe ebenso vertraut sind wie die Bibliotheken und Archive hat es hier zu einer dichten Dokumentation über ein kleines Gebiet gebracht, die man wegen ihrer Gründlichkeit, aber auch wegen ihrer Lesbarkeit mustergültig nennen darf.

Beachtung verdient auch das Buch von Sesto Fontana über die dramatischen Maispiele (Bd. 17) in den Gebirgstälern bei Modena und Reggio Emilia. Man spielt dort noch heute «Mark Anton und Kleopatra», «Attila», «Der wilde Ritter», «Bovo d'Antona», «Pia dei Tolomei» oder «Leonildo», Stücke, in Versen gedichtet von einfachen Männern, die oft nichts anderes gelesen haben als den Rasenden Roland, das Befreite Jerusalem oder die Drei Musketiere. Die Bühne ist alles andere als ein deutsches Freilichttheater: nur ein Stück Wiese mit ein paar Tüchern als Palast, Kampfzelt oder Gewässer. Eine Violine spielt die stets gleichbleibende Melodie zu den gesungenen Strophen. Fontana kennt wie kein zweiter alle Spielorte, die Dichter, die handgeschriebenen Texte, die Singweisen, die Aufführungstechnik. Er druckt das Stück «Tristan und Isolde» vollständig und «Calloandro und Leonilda» in einer Zusammenfassung ab und zitiert von 54 anderen «Maggi» einzelne, repräsentative Strophen, die aber leider die Handlung nicht mehr erkennen lassen. Insgesamt liegt hier ein schönes Zeugnis für Dichterlust und Spieleifer der Emilianer vor.

Das Buch von Francesco Zucchi (Bd. 14) möchte einen Beitrag zur Geschichte der Kleidung in den Marken liefern. Der Verf. stützt sich in der Hauptsache auf literarische Zeugnisse vom 15. bis zum 19. Jahrhundert, versucht aber keine bildliche Rekonstruktion von höfischer oder bäuerlicher Kleidung. Die napoleonische Umfrage von 1811 liefert die wichtigsten Fakten für seine Arbeit. Zucchi arbeitet nur wenig den Umbruch im Tracht-Tragen heraus, der in Italien ganz offenbar mit dem Risorgimento eintrat. Die auch in den Marken spürbaren Probleme des Folklorismus und der Trachtenpflege werden kaum erörtert. Kurz: Die Vergangenheit der Marken ist hier sehr ansprechend erfasst, aber die letzten hundert Jahre kommen dabei zu schlecht weg. Zucchis Arbeit ist dem Heimatforscher sicher sehr willkommen; dem Fremden hat sie nur wenig zu sagen.

Der Herausgeber der Reihe selbst widmet den Band 18 der Legende des hl. Georg. Vom Georgslied mit dem Drachenkampf und der Befreiung der Königstochter sind bisher etwa 30 mündlich aufgenommene Versionen aus dem adriatischen Italien bekannt. Toschi resümiert, nach Delehaye, den Ursprung der Legende und weist auf die Bedeutung der Legenda Aurea hin, wo das Drachenmotiv zuerst auftaucht. Die älteste italienische Liedversion ist ein venezianischer MS-Text aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts (in der Bibliothèque Nationale Paris). Sie ist abhängig von der Legenda Aurea, aber schon stark verderbt. Daneben gab es ein toskanisches «Cantare», dessen älteste MS-Fassung aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in Oxford liegt. Toschi druckt nun die vene-

zianische Fassung ab, bedient sich aber für das toskanische Lied eines viel späteren Drukkes. Durch genauen Textvergleich stellt er fest, dass alle mündlichen Fassungen auf den venezianischen Text zurückgehen. In seiner Anthologie bringt er schliesslich 28 Dialektversionen von der Romagna bis nach Kalabrien. Zu Toschis Verfahren sei folgendes bemerkt: Für den toskanischen Text erscheint die 1653 in Treviso gedruckte Fassung entschieden zu jung; die von Brunet III, 221 zitierte Inkunabel müsste auffindbar sein. Diese wäre dann mit den späteren Drucken (Toschi gibt leider keine exakte Bibliographie und hat nur die eine toskanische Version in Händen gehabt) zu vergleichen, und auch die «Rappresentatione di S. Giorgio», die in zwei Drucken (1585 und 1608, cf. Segarizzi!) in der Nationalbibliothek Venedig liegt, wäre dabei heranzuziehen. Nach diesem zusätzlichen Examen wird sich kaum noch die Theorie aufrecht erhalten lassen, die Drucke hätten keinen Einfluss auf die mündliche Überlieferung gehabt. Hier bleibt also, wie Toschi zugesteht, noch eine Menge zu tun: «Tutto il lavoro potrà essere completato e perfezionato continuando gli studi e le ricerche.»

Dieser Spruch gilt aber viel mehr für die beiden Volksliedsammlungen von Del Donno (Bd. 13 und 15), die zusammen gedruckt sein müssten, weil beide Legendenlieder gleichen Inhalts und Charakters enthalten. Die im Samnium, in der Gegend von Benevent ohne Melodien und ohne soziologische Fragestellungen aufgenommenen erzählenden Lieder haben u.a. folgende Heilige zum Gegenstand: Alexius, Barbara, Georg, Julian, Lucia, Nikolaus, Antonius von Padua, Philomena, Anna, Johann Baptist, Lorenz. Viele dieser Lieder sind bis zur Unverständlichkeit zersungen, was aber dem Sammler nicht besonders aufgefallen ist. So kommt es, dass Del Donno zwar lange Paraphrasen gibt und eine ästhetische Wertung dieser Volksdichtung versucht, aber keineswegs sich bemüht, bei den falsch betitelten oder verworrenen Geschichten den ursprünglichen Legendenkern herauszuarbeiten. Zum Verständnis des Georgsliedes ist aber ein Teil des von Toschi verwendeten Materials unbedingt notwendig, und wer will «S. Girolamo» (Bd. 13, S. 99) ohne jegliche andere Variante (z.B. E. Cirese, Canti pop. Rieti, 1945, Nr. 89) begreifen? «S. Lucrezia» (S. 102) ist ohne Parallelen (Cirese, Nr. 92) eine sehr lustige Heilige, «S. Pellegrino» (S. 96) ist gar nicht S. Pellegrino, sondern der gehängte Jakobspilger, und woher stammt eigentlich die vierfach besungene S. Carmenella (S. 104)? Von Bänkelsängerdrucken aus Neapel, die gelegentlich sehr hilfreich sein könnten, will Del Donno nichts wissen, um die Fiktion einer durchwegs mündlichen Tradition aufrechterhalten zu können. Er mag ein guter Textsammler sein; die eigentliche Forschungsarbeit hat er jedoch anderen überlassen.

Die Biblioteca di Lares ist also eine Reihe, die nicht nur reich belehrt, sondern auch Forschungslücken aufdeckt, zum weiteren Arbeiten anregt. Man darf die Italiener um all diese Anstösse beneiden und gespannt sein auf die Bände des Jahres 1965.

Rudolf Schenda, Tübingen

Alberto M. Cirese, Struttura e origine morfologica dei mutos e dei mutettus Sardi. Cagliari, Università degli studi di Cagliari, 1964. 193 S. (Estratto da Studi Sardi, Vol. 18, 1962/63).

Wenn auch G. Faras Meinung (L'anima della Sardegna, Udine 1940), die traditionelle sardische Volksmusik sei «quasi interamente primordiale, preistorica, nel tema musicale come nello strumento che la eseguisce» nicht in solcher Formulierung haltbar sein kann, übertrifft doch die Volkspoesie Sardiniens an Alter und Eigenständigkeit diejenige anderer italienischer Landschaften (vgl. auch F. Karlinger, Das sardische Volkslied, Münchner Habilitationsschrift 1960). Cirese untersucht in volkskundlicher und sprachlicher Hinsicht, ohne Abdruck oder Beachtung der Melodien, das sardische Liedgut, das sich in *mut(t)u* und *mut(t)ettu* gliedert. Dabei hat man in der Regel unter *mutu* den Gesang im Norden der Insel zu verstehen, der grössere Anlage und Ausführlichkeit aufweist; *mutettu* bezeichnet die vorwiegend im südlichen Teil verbreitete, monostrophische Form. Bei aller Hochachtung vor der Forscherpersönlichkeit Cirese und vor seiner gründlichen Abhandlung des Themas muss doch die Frage nach den Beziehungen zwischen Wort und Ton

noch gestellt werden. Erst die Lösung dieses Problems ergibt ein endgültiges Bild der Überlieferung. – Das Thema ist übrigens auch für die allgemeine Musikgeschichte von Interesse (vgl. Archiv für Musikwissenschaft 18, 1961, 183ff.), da *mutu* und *mutettu* zur etymologischen Ableitung des Terminus Motette herangezogen werden können.

Wolfgang Suppan

Danses Populaires de Wallonie. Recueillies, commentées et harmonisées par *Rose Thisse-Derouette*. Fascicule 4, o.O., 1962. Fascicule 5, o.O., 1962. Fascicule 6, o.O., 1963. 24 + 16 + 20 S. Commission Royale Belge de Folklore.

Erfreulich schnell schreitet diese 1962 begonnene Reihe fort, die wallonischen und in Wallonien während des 18./19. Jahrhunderts verbreiteten Tänzen gewidmet ist. Als Quelle dient in erster Linie ein Manuskript von Jean-Guillaume Houssa (1790–1862). Faszikel 4 (Kommentarbändchen) behandelt sechs «Amoureuses», sechs «Allemandes» und einen «Ronde-Danse». Die Faszikel 5 und 6 (Notenbändchen) bringen 14 und 13 Tänze, darunter Varianten zur Polka und zu dem schon 1612 bei Praetorius als «Der Schifferknechte Dantz» genannten Matelotte. Schade, dass die Sätze durchwegs für Klavier (sogar mit Fingersatz!) arrangiert wurden. Der geographischen Lage und der Geschichte Belgiens entspricht es, dass städtisches und ländliches Tanzen, volksmässige und volkstümliche Tanzformen ineinandergreifen und dass fremdländische Einflüsse, aus Frankreich, Deutschland, England, das eigentümlich Wallonische überdecken. Wolfgang Suppan

Volkskunst

Ernst Schlee, Schleswig-Holsteinische Volkskunst. Flensburg, Christian Wolff Verlag, 1964. 32 S., 83 Abb. auf Taf., 8 Farbtaf., 8 Strichzeichnungen im Text. (Kunst in Schleswig-Holstein, 14).

1939 hat Ernst Schlee in der Sammlung «Deutsche Volkskunst» – einer Reihe, die in ihrer Bedeutung auch heute noch an vorderster Stelle steht – den Band über Schleswig-Holstein herausgegeben. Die Auflage war rasch vergriffen, und seither ist keine zusammenfassende Arbeit über die Volkskunst in Schleswig-Holstein mehr erschienen, trotzdem gerade dieses Land eine ausgeprägte Sonderstellung innerhalb der deutschen Länder einnimmt und grossartig formschöne Werke volkstümlicher Kunst hervorgebracht hat. In seiner erfreulichen, mit prächtigen Aufnahmen versehenen Neu-Ausgabe knüpft Schlee an den Text des früheren Buches an; er lässt aber die Abschnitte über Bauernhaus, Tracht und Trachtenschmuck völlig weg, um sie in späteren Darstellungen reichlicher und besser dokumentiert gestalten zu können. Die Abbildungen sind im wesentlichen Wiedergaben der Bestände des Schleswig-Holsteinischen Landesmuseums im Schloss Gottorp, eines Museums, das durch seine Lage, seine Objekte und durch die gepflegte Art ihrer Repräsentation ein wahres Kleinod ist.

Im knappen, straff gefassten und nur Wesentliches anführenden Text bringt Schlee zunächst den Abriss über die Geschichte der schleswig-holsteinischen Museumssammlungen; er flicht gewichtige Worte über die Bedeutung der Volkskunst ein – eines Gebietes, in dem er sich überlegen auskennt; dann gliedert er das Land mit klaren Trennungslinien in deutlich abgehobene Volkskunst-Landschaften. Es folgen die Beschreibungen von Haus und Stube mit den beiden Ausprägungen in Pesel und Döns, in die nicht heizbare Herdstube und die heizbare Ofenstube. Darauf erhalten wir einen Einblick in die Möbel, welche im wesentlichen handwerklich hergestellt sind: Schränke und ihre Ausformungen, Truhen und Stühle. Daneben findet sich das hölzerne Kleingerät, bei dem es sich vielfach um Minnegaben handelt, üblicherweise vom Burschen selbst hergestellt und deshalb oft mit einer anderen Art des Schmuckes versehen als die Handwerksmöbel. Interessant ist, dass das Mangelbrett wegen seiner Häufigkeit eine Art Leitmotiv bildet, um die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Landschaft zu sichern. Bei der Keramik gibt es die gleichen Lokalisierungsschwierigkeiten wie bei uns; sicher ist eigentlich nur, was signiert ist. Wenn man z. B. den Breitopf auf der Farbtafel IV oder die Breischüssel auf der Farbtafel VII betrachtet, so könnten sie, sowohl was die gelben, grünen und rötlichbraunen Farben als was die

spielerische Durchbruchstechnik angeht, ebensogut aus Langnau (Kt. Bern) stammen; sogar zeitlich passt diese Übereinstimmung; wir kennen ja alle die entscheidenden Gesellenwanderungen bis heute noch kaum. Auf dem Gebiet der Textilien hat Schleswig-Holstein in seinen Knüpfarbeiten und Beiderwandgeweben durchaus Eigenständiges hervorgebracht. – Mit diesem Buch hat uns Schlee wieder eines seiner köstlichen Werke geschenkt. Besonders schön ist, dass wir durch die Neuausgabe von Steensbergs dänischem Möbelbuch nun den Anschluss nach Jütland gewinnen. Wildhaber

Axel Steensberg, Danske bondemøbler. 2. revidierte Ausgabe. Kopenhagen, Alfred G. Hassings Forlag, 1964. 282 S., 466 Abb., 8 Farbtafeln.

Die 2. Auflage dieses vorzüglichen dänischen Möbelwerkes unterscheidet sich nicht sehr wesentlich von der 1. Auflage, welche 1949 im gleichen Verlag herauskam. Das Format ist etwas kleiner und handlicher geworden; die Anzahl der Abbildungen hat um 10 zugenommen, und ihre Anordnung richtet sich mehr nach den Regeln des Druckereifachmanns; sehr wenige Bilder sind herausgenommen und durch andere ersetzt worden. Anstelle des früheren durchlaufenden Textes sind nun die jeweiligen Textpartien vor die zugehörigen Bildgruppen gestellt worden; im übrigen ist der Text nur durch vereinzelte Abschnitte erweitert worden. Beim Literaturverzeichnis, das zwar bloss eine knappe Auslese geben will, bedauern wir, dass es auf dem Stand der ersten Auflage stehen geblieben ist mit der einzigen Ausnahme der vom Verfasser selbst geschriebenen oder herausgegebenen Titel; hier wäre, meines Erachtens, eine Nachführung nützlich gewesen. Das ist aber auch der einzige Wunsch, den wir gehabt hätten; das Buch ist ausgezeichnet geschrieben und illustriert. Steensberg ist während vieler Jahre der Leiter des Dansk Folkemuseum in Kopenhagen gewesen; er hat das Material bis in alle Einzelheiten hinein gründlich gekannt. Die Abbildungen stammen nicht nur aus dem Kopenhagener Museum, sondern, gleichmässig verteilt, auch aus den übrigen Museen der verschiedenen dänischen Landesteile und aus Privatbesitz. Im grossen ganzen ist es die Kultur einer Bürger-Bauern-Schicht, die vor uns ersteht. Auffällig ist, dass – zum mindesten in Steensbergs Buch – die Fischer und Seefahrerkultur lange nicht im gleichen Masse zur Geltung kommt wie sie dies etwa in Schleswig-Holstein tut, so stark auch sonst die Beziehungen zwischen den beiden Gebieten in Erscheinung treten (vor allem natürlich im südlichen Jütland). Steensberg ist mit dieser bodenständig-bäuerlichen Kultur bestens vertraut, stammt er doch selbst aus einem behäbigen Bauerngut. Das Buch gliedert sich in 10 Abschnitte; zunächst bringt es einen Überblick über Tisch und Bank mit allen Ausformungen, wie Klapptische, Banktische, Truhenbänke; dann kommen Stühle, Sessel, Hocker (vor allem ist Bedacht genommen auf die Darstellung der handwerklichen Gestaltung und der volkskunstmässigen Ornamentierung), Betten (mit den traditionellen Nischen- und Wandbetten; auch Wiegen werden gezeigt) und die mannigfaltigen Truhen mit teilweise ganz überraschenden Darstellungen (Nr. 232: Moses mit Gesetzestafeln, Taufe im Jordan, Kreuzigung). Weniger umfangreich ist der Abschnitt über Kästchen und Schachteln (Haubenschachteln sind nicht vertreten), hingegen bietet das Kapitel über Kasten und Schränke wieder zahlreiche erlesene Beispiele. Die letzten vier Gruppen sind wieder kleiner: Kommoden, Gestelle (Geschirrbretter, Hängeregale in der typischen Dreieckform), Spiegel und als letztes die Wand- und Standuhren und einige wenige Beispiele von Mangelbrettern. Wir dürfen Verfasser und Verleger für diese schöne Neuauflage dankbar sein. Wildhaber

Horst Appuhn, Die Jagd als Sinnbild in der norddeutschen Kunst des Mittelalters. Hamburg und Berlin, Verlag Paul Parey, 1964. 40 S., 28 Abb. im Text und auf Taf. (Die Jagd in der Kunst).

Am Beispiel einiger Kunstdenkmäler aus der Gotik und Romanik in Niedersachsen werden hier Jagd- und Tiermotive auf ihren Symbolcharakter untersucht. Im sogenannten Jagdfries an der Hauptapsis der Stiftskirche in Königslutter dominieren Hase, Eber und Hirsch als Jagdtiere; sie sollen nach der Deutung des «Physiologus» Gleichnisse für das Wirken Gottes bieten. Im Rahmen des immer wieder dargestellten Kampfes zwischen Gut und Böse, als einem Hauptprogramm mittelalterlicher Ikonographie, wird z. B. das

unreine Schwein auf der Südseite der Kirche vom guten Jäger verfolgt, und anderseits muss sich auf der Nordseite der Hase, das Sinnbild der menschlichen Seele, vor dem Teufel in Jägergestalt schützen; ihm wird geholfen vom Hirsch, dem Sinnbild für Christus, der die Menschen vom Teufel befreit. Zudem hielt man den Hirsch für den Spender des Lebens, so wie er ausser auf Antependien auch auf kostbaren Essschalen (z.B. im Schweizerischen Landesmuseum) dargestellt wurde. Meisterwerke der Klosterstickerei, die Jagdteppiche aus Wienhausen, Ebstorf und Heiningen, aber zeigen meist sagenhafte Tiere; so sah das Spätmittelalter bekanntlich in der Einhornjagd ein Symbol der jungfräulichen Geburt des Herrn. Als Gift und Krankheit abwehrendes Medium konnte das Horn dieses Fabeltieres («in Wirklichkeit war es der linke Stosszahn des Narwals») zu einem «Horn des Heils» werden, weshalb auch zahllose Hörner als Trinkgefässe sowie als Reliquienbehälter verwendet wurden. Gemäss der bis über das Ende des Mittelalters hinaus in den Volksbüchern nachwirkenden Anschauung, dass neben Einhorn und Hirsch die Hörner von Elefant und Greif das Böse vertreiben und die gute Kraft stärken sollten, musste wohl die Jagd im höheren Sinne «ein Jagen nach dem Guten und das Vertreiben des Bösen bedeuten». W. Tobler

Marta Hoffmann, The Warp-weighted Loom. Studies in the History and Technology of an ancient Implement. Oslo, Universitetsforlaget, 1964. 425 S., 1 Karte, 137 Abb. (Studia Norvegica, 14).

Man merkt es der Arbeit gleich an, dass Marta Hoffmann mit ihrem Stoff aufs beste vertraut ist; sie hat sich denn auch, wie sie im Vorwort schreibt, mit dem kettenbeschwerten senkrechten Webstuhl seit 1951 beschäftigt. Ausgangspunkt ihrer Forschungen war dabei, dass in der wissenschaftlichen Literatur viele Angaben zum kettenbeschwerten Webstuhl zu finden waren, dass aber niemand genau wusste, wie er gehandhabt wurde. Niemand hatte bisher die Webvorgänge an diesem Webstuhl in allen Einzelheiten untersucht und beschrieben. Der Autorin gelang nun die Entdeckung der lebenden Tradition in Westnorwegen (Insel Stord, Fitjar Hord.), zum zweiten beobachtete sie die Webtechniken der Lappen im Gebiet von Manndalen, N. Troms. Die Ergebnisse dieser Forschungen werden von der Autorin verglichen mit den alten, d.h. antiken und mittelalterlichen, namentlich auch mit isländischen Quellen des 18. Jahrhunderts, mit Ergebnissen der Archäologie (Kettengewichte aus dem alten Orient und der Antike), mit Ergebnissen der Sprachwissenschaft und der gesamten neueren wissenschaftlichen Literatur, die sich mit der Weberei, insbesondere der Rekonstruktion alter Webverfahren befasst. Die Autorin untersucht die in den Museen aufbewahrten alten Webstühle und die Stoffe, die auf Grund technischer Einzelheiten auf dem kettenbeschwerten Webstuhl gewebt sein können. Bei diesen Vergleichen werden wiederum archäologische Funde herangezogen, z.B. der Tegle-Fund oder die von Emil Vogt untersuchten neolithischen Stoff-Fragmente. Marta Hoffmann stellt im weiteren Webexperimente an, um über den Gebrauch alter Webstuhltypen genau Bescheid zu wissen, und stellt sich somit in die Reihe einiger bekannter Spezialistinnen wie Margrethe Hald und Agnes Geijer. Sie zeigt, dass vergleichende Studien der Webtechniken mit Erfolg betrieben werden können, wenn man selbst über gute praktische, handwerkliche Erfahrungen verfügt und dass literarische Kenntnisse allein in diesem Fach nicht ausreichen.

Im letzten Kapitel ihres Standardwerks vergleicht die Autorin die verschiedenen bekannten Webstuhltypen untereinander. Sie vertritt die Ansicht, dass der kettenbeschwerte Webstuhl der älteste Typus sei, der wahrscheinlich ins 8. Jahrtausend v. Chr. zurückreicht, und dass er bis zum Ende des ersten nachchristlichen Jahrtausends allgemein in Gebrauch war. Schwieriger zu beantworten ist die Frage, wann die anderen Webstuhltypen aufkamen, doch kann mit Sicherheit gesagt werden, dass der senkrechte «2-Baum-Webstuhl» und der horizontale Webstuhl den senkrechten kettenbeschwerten seit dem Mittelalter stetig zurückdrängten, so dass die lebende Tradition des senkrechten kettenbeschwerten Webstuhls heute nur noch vereinzelt im Norden angetroffen wird.

Trotz der grossen Sorgfalt, mit der die einzelnen Punkte der Arbeit abgehandelt werden, ermüdet das Buch niemals. Im Gegenteil, es wird mit wachsendem Vergnügen gelesen, da es flüssig geschrieben ist und hinter den Ausführungen immer die solide handwerkliche Erfahrung der Autorin, ihre Vertrautheit mit dem ganzen Textilhandwerk spürbar wird. G. Baer

Hausforschung und Ackerbau

Peter Heuter, Die ländliche Bauweise des 15. und 16. Jahrhunderts im Schelde-, Maas- und Rheingebiet nach Darstellungen der spätmittelalterlichen Malerei. Siegburg, Verlag F. Schmitt, 1961. Textband mit 119 S., 9 Abb., Bildband mit 160 Abb. (Quellen und Studien zur Volkskunde, 4).

Wenn versucht wird, die ländliche Bauweise der südlichen Niederlande und des nördlichen Belgiens im 15. und 16. Jahrhundert anhand der altniederländischen Gemälde darzustellen, dann ist sich auch der Autor bewusst, dass dies nur als Ergänzung der üblichen Methoden der Hausforschung am vorhandenen Objekt möglich ist. Er weist auch selbst auf die Problematik der wissenschaftlichen Auswertung von Gemälden hin, die zu einem ganz andern Zweck geschaffen wurden. Eine Problematik, der man in dieser Arbeit auf Schritt und Tritt begegnet, und die der Autor mit aller Vorsicht behandelt. Für die Auswertung stand dem Verf. die grossartige 14bändige Zusammenstellung von M. Friedländer über die altniederländische Malerei zur Verfügung. Leider sind aus technischen Gründen viele Reproduktionen nicht in wünschenswerter Grösse geboten, um Details zu zeigen, die erwähnt werden. Zweifellos ermöglicht die farbige Gestaltung der Originale manche Beobachtung, die auf den veröffentlichten Abbildungen kaum zu erkennen ist. Dennoch ist es erfreulich, dass dieser Versuch unternommen wurde, trägt er doch wieder wesentliche Bausteine zusammen, um das Bild des mittelalterlichen Hausbaus zu vervollständigen. In dieser Arbeit werden einerseits zahlreiche Beobachtungen der bisherigen Hausforschung bestätigt oder richtiggestellt und anderseits wird es Aufgabe der genauen Gefüge- und Bauformenforschung im Gelände sein, abzuklären, wie weit die gezogenen Schlüsse zutreffen. Müssen beispielsweise alle kleinen Häuser mit Rauchlöchern im Dach oder mit Kaminen tatsächlich Wohnhäuser gewesen sein? Schwierigkeiten bietet auch die Zuordnung der Bauten zu den vorhandenen sozialen Schichten, ein Kriterium, das wesentlich ist für das Verständnis. Leider bieten die Gemälde nur eine beschränkte Möglichkeit, das Baugefüge der Häuser eingehend zu untersuchen. In vielen Fällen ist zwar die Konstruktion gut erkennbar, jedoch fehlen häufig die genügenden Angaben über konstruktive Einzelheiten, die für die Forschung wichtig sind.

Als hauptsächlichstes Ergebnis dieser Arbeit darf festgehalten werden, dass im Mittelalter in grösseren Verbreitungsräumen verhältnismässig einheitliche Bauformen herrschten. Die starke Differenzierung, die wir heute kennen, setzte erst damals ein. Auffällig und insbesondere aus Bruegels Kupferstichen erkennbar ist ferner, dass in der damaligen Zeit der Baubestand uneinheitlich war, was zeigt, dass er sich mitten in einer Phase intensiver Entwicklung befand. Häufig lassen sich auf den Bildern Altformen erkennen, die zweifellos als Vorstufen späterer Haustypen gelten dürfen und die durch die bisherige Gefügeforschung nicht mehr erschlossen werden können. Da im niederländischen Bereich die Kübbungshäuser eine grosse Rolle spielen, ist der Versuch, die Entstehung dieser Bauten zu klären, sehr wertvoll. Häufig werden Turmspeicher dargestellt, die nicht nur Wehrbauten oder Taubenschläge sind, sondern auch zu Wohnzwecken benützt werden. Wir kennen in unserm Land ja auch Wohn- und Schlafspeicher. Die niederländischen Speicher dürften verschwunden sein, als mit dem Ausbau des Dachraumes im Vielzweckbau die Lagerung der Vorräte im Haus möglich wurde. Gerade solche Beobachtungen regen zu Vergleichen mit der Hausentwicklung in andern Gegenden an, wo wir feststellen, dass gleiche Voraussetzungen nicht zum selben Ergebnis führen. Besonders wertvoll sind die volkskundlichen Beobachtungen, die der Autor machen kann. Er widmet ihnen ein ausführliches Kapitel. Festgehalten werden Ornamente und Schmuckformen, die damals

üblich waren. Vor allem sind Giebelzeichen zu erkennen, wie Pferdeschädel, Pferdeköpfe aus Holz, Schwäne, hochaufragende Firstpfosten, aufgesteckte Besen usw. Auf dem Dach sieht man verschiedene Formen der Sicherung und Befestigung von Stroh. Es wächst dort nicht selten Sempervivum, der auch bei uns im Alpengebiet wichtig ist für die Abwehr von Gewittern und Blitz. Auf vielen Bildern sind Arbeitsvorgänge darstellt, wie sie im bäuerlichen Leben selbstverständlich sind.

Wenn auch die eingangs angeführten Schwierigkeiten nicht übersehen werden dürfen, so vermag der Autor doch gesamthaft einen wichtigen Beitrag zu leisten, die bäuerlichen Bauten des Mittelalters in einem begrenzten Bereich von einer ungewohnten und aufschlussreichen Seite her zu erfassen. M. Gschwend

Rijksmuseum voor Volkskunde «Het Nederlands Openluchtmuseum». Documentatie landelijke bouwkunst. Map 3: Eenendertig opmetingstekeningen van boerderijen en woonhuizen. Arnhem, 1963. Textheft von 20 S. mit 33 Abb.; Mappe im Format 35 × 50 cm mit 31 Blättern.

Wiederum liegt eine Serie von 31 Tafeln vor, auf denen bäuerliche Bauten von verschiedenen Teilen Hollands in der gewohnten sauberen und aufschlussreichen Art behandelt werden (vgl. SAVk 57 [1961] 196 und SAVk 58 [1962] 288). Ganze Gebäudegruppen, Hofanlagen, Strassenzeilen, aber auch einzelne Höfe sind ausführlich dargestellt; in den Plänen tragen die Räume Bezeichnungen, aus denen die Funktion erkennbar ist. Zahlreiche Details der Dachkonstruktionen, von Türen oder kleinen Bauten ergänzen die Hauptpläne. Aus einzelnen Siedlungen sind ganze Strassenbilder zu sehen. Besonders bemerkenswert sind die alten, einfachen Fachwerkbauten aus der Provinz Limburg. Hoffentlich erscheinen noch recht viele dieser wertvollen Publikationsserien, die von einem Heft mit zahlreichen photographischen Abbildungen der dargestellten Häuser begleitet sind. M. Gschwend

Jozef Weyns, Bakhuis en broodbakken in Vlaanderen. Sint-Martens-Latem (Belgien), Verbond voor Heemkunde, 1963. 109 S., 17 Textzeichnungen, 16 Photos, 1 Farbtaf.

Der Direktor des Freilichtmuseums in Bokrijk legt hier ein hübsches Bändchen über Backhäuser und Brotbacken in Flandern vor. Anlass hiezu gab das in seinem Museum vorhandene Material. Der etwas populären Fassung des Textes nach zu schliessen, scheint das Büchlein sich an ein breites, interessiertes Publikum zu wenden. In klarer, guter Gliederung werden zunächst eine Reihe von Punkten durchbesprochen, welche mit dem Backhaus Zusammenhang haben: Standort des Backofens (frei stehendes Häuschen oder ins Haus eingebaut); Bäume, welche beim Backhaus zu stehen pflegen; Form; verwendetes Baumaterial; eine gute Beschreibung des Ofenbaues; das Inventar eines Backhauses: Backtrog, Einschussbrett, Besen, hölzerne Brotform, Mehlbehälter; Brennholz und Holzkohle. Die folgenden Kapitel behandeln den Backvorgang und die Brote: Vorbereitungen; was mit dem Teigrest geschieht; Brotschneidmesser und Brot aufbewahren; die verschiedenen Brotsorten und ihre Namen; Fladen; Backglocke; der heutige Stand des privaten Brotbackens. Zwei Abschnitte gehen ein auf die weiteren Verwendungen des Backhauses (z.B. als Dörrhäuschen) und auf ausgediente Backhäuschen und ihre neuen Zwecke. Den Schluss bilden hübsche Betrachtungen über Backen, Backhaus und Brot in Redewendungen, Sprichwörtern, Kinderspielen und Kinderliedern. Gelegentlich sucht der Verfasser seine Ausführungen auch mit Bezügen aus anderen geographischen Gebieten zu ergänzen; allerdings haftet diesen Bezügen doch oft etwas Zufälliges an, weil Weyns kaum auf die wirkliche Fachliteratur eingeht, von einigen Ausnahmen abgesehen. Wenn man schon Beziehungen zur Schweiz herstellen will, müsste man auf jeden Fall Dorschner, Kaeser, Merz (beide: Kastanienbrot) und Staubs «Brot im Spiegel schweizerdeutscher Volkssprache und Sitte» erwähnen. Es würden auch Maurizio, W. v. Stokar und vor allem Åke Campbells vorzügliches Buch «Det svenska brödet» einen Platz verdienen. (Die Verfassernamen in den Anmerkungen 19, 38 und 68 sind falsch geschrieben). Wildhaber

Niilo Valonen, Zur Geschichte der finnischen Wohnstuben. Helsinki, Suomalais-ugrilainen Seura, 1963. 599 S., 628 Abb. (Mémoires de la Société finno-ougrienne, 133).

Für den finnischen Stubenraum werden zwei Ausdrücke verwendet: *pirtti* und *tupa*. Eigenartigerweise kommen sie aber nicht nur in kartographisch erfassbaren, abgegrenzten Gebieten in ganz Finland nebeneinander vor, sondern sie können auch im gleichen Haus für zwei Stubenräume gleichzeitig verwendet werden. Mit den beiden Wörtern zusammengesetzte Flurnamen finden sich ebenfalls über ganz Finland verstreut. Zur Klärung der Ursprungsstadien der betreffenden Wörter muss auch die Frage nach der geschichtlichen Entwicklung der Feuerstellen herangezogen werden. Der Verfasser hat dies in recht beachtlichem Umfang getan; vor allem ist das beigebrachte Bildmaterial ganz erstaunlich; es stammt aus eigener Feldforschung und aus der sorgfältig durchgearbeiteten Literatur des finno-ugrischen Gebietes (darüber hinausgehende Literatur hat Valonen nur mit einigen Hauptwerken herangezogen). Der Verfasser hat auch eine Reihe von Umfragen im ganzen Lande durchgeführt. Die Untersuchung bezieht sich aus praktischen Gründen auf jenes Gebiet, das vor dem Jahre 1940 innerhalb der Grenzen Finlands lag. Interessant ist der grosse Bedeutungsumfang der beiden behandelten Namen *pirtti* und *tupa*. Zunächst bedeutet *pirtti* den zentralen Wohnraum zum Essen, Schlafen und zur Verrichtung von Handarbeiten (Kochen und Backen werden anderswo besorgt); der Stubenofen dient in diesem Fall nur zur Heizung; er hat keinen Kochherd und keinen Backofen. In Abwandlungen dieser Konzeption wird in der gleichen *pirtti* auch gekocht (aber nicht Brot gebacken); deshalb finden wir nun den Kamin. Oder: es wird gekocht und im Winter Brot gebacken (Ofen mit Kochherd und kleinem Backofen); endlich: es wird gekocht und ganzjährlich Brot gebacken (Ofen mit Kochherd und Backofen). Der Begriff *tupa* ist bereits in seinen Anfängen etwas weiter und eindeutiger: Wohnzimmer für Essen, Schlafen, Backen und Kochen (Ofen mit Herd und Backofen).

Neben den Häusern mit zentralem Wohnraum gibt es solche, in denen sich an beiden Enden ein Zimmer befindet: die Stubenpaar-Gebäude. Hauptraum und zweiter Raum können die betreffenden Namen haben. Die zweite Stube wird meist als Gästezimme oder als Aufbewahrungsraum für Kleider, Esswaren und Gerätschaften benützt. Die Namen *pirtti* und *tupa* können auch gebraucht werden für die Backstube (im Haus oder alleinstehend), die Sauna und für irgendwelche abgelegenen, zum Hof gehörigen Gebäude. Abgesehen vom finnischen Spezialfall ist Valonens Arbeit ein allgemeiner Beitrag zur Entstehung und Geschichte des geheizten Raumes. In Finland erfolgen die grossen Umwälzungen im Wohnen mit dem Übergang von der Rauchstube zur Stube mit Rauchabzug; als Folge dieses Überganges werden überall Gäste- und eigentliche Schlafzimmer eingerichtet. Valonen gibt einen gut ausgebauten Überblick über die verschiedenen Ofentypen in Finland: den Rauchofen in der Stube (oben offener Steinofen oder oben geschlossener, gemauerter Ofen), den Ofen in der Riege, den Ofen im Freien (Backofen) und den Stubenofen mit Rauchableitung (Kamin). Die Schlussabschnitte befassen sich mit der Herkunft der Ofenformen: «Unsere Überprüfung vermag jene Auffassung nicht zu unterstützen, wonach das Vorbild des Ofens der finnischen und estnischen Rauchstube der slavische Stubenofen gewesen wäre; lediglich der *kolpitsa*-Ofen ist russischen Ursprungs.»

Wildhaber

Iván Balassa, Földművelés a Hegyközben [Ackerbau in Hegyköz]. Budapest, Mezőgazdasági Múzeum, 1964. 213 S., 152 Abb. Deutsche Zusammenfassung.

Der Verfasser knüpft an seine früheren Arbeiten aus dem Gebiet der Landwirtschaft an (Erntegeräte, Maisbau); man spürt seine Vertrautheit mit landwirtschaftlichen Tätigkeiten und Problemen, wenn man die instruktive Zusammenfassung durchliest (den deutschen Stil kann man allerdings beim besten Willen nicht als «gut» bezeichnen), und vor allem wenn man die zahlreichen Photos, Pläne und Zeichnungen betrachtet. Sehr verdienstlich ist es, dass alle Abbildungen mit einer deutschen Legende versehen sind. Das Hegyköz genannte Gebiet liegt im Nordosten von Ungarn; es scheint in seiner Arbeitstechnik öfters noch ein Reliktgebiet zu sein (der Ethnologe muss bald dankbar sein, wenn

er überhaupt noch solche Gegenden findet!). Von den 22, vom Verfasser in längeren Feldaufenthalten studierten Dörfern sind 12 rein ungarisch, 5 rein slovakisch und 5 gemischt. Balassa beschreibt nicht nur die heutigen Arbeitsweisen, sondern er legt auch frühere Zustände dar und versucht aus den geschichtlichen Gegebenheiten die Gründe für die einzelnen Erscheinungen zu erläutern. Wildhaber

Romulus Vuia, Tipuri de păstorit la Romîni (sec. XIX-începutul sec. XX) [Types d'élevage pastoral chez les Roumains (XIXe siècle et début du XXe siècle)]. Bukarest, Editura Academiei R.P.R., 1964. 252 S., 97 Abb. Résumé français. (Acad. R.P.R., Studii de etnografie, 3).

Die französische Zusammenfassung dieses für die Kenntnis der Schafzucht bedeutenden Buches des überlegenen rumänischen Altmeisters der Ethnographie seines Landes ist so ausreichend, gut und klar, dass wir uns durchaus ein Bild vom Inhalt machen können[1]. Auf Grund verschiedener Einteilungsprinzipien kommt Vuia dazu, vier Gruppen der Schafhaltung für Rumänien zu unterscheiden: 1. Schafzucht als Bestandteil der Landwirtschaft; die Herde bleibt im Dorf; an Stelle der Ställe finden sich transportable Pferche, um eine gleichmässige Düngung zu erreichen; 2. Schafzucht als Teil der Landwirtschaft, aber die Herden werden zur Sömmerung in den Bergen einem Hirten übergeben; 3. Schafzucht in den Gegenden, wo sich ausgedehnte, karge Weiden zwischen dem Dorf und den Berggegenden vorfinden; es handelt sich um eine Zwischenstufe, wie bei uns in der Schweiz die Maiensäss-Wirtschaft eine Zwischenstufe darstellt; es finden sich bei diesem Typ teilweise recht archaische Bauten für die Herde und den Hirten; 4. Schafzucht mit Weidewirtschaft in den Bergen und Überwinterung in der Ebene. Es handelt sich teilweise um Transhumance; Vuia weist aber darauf hin, dass es sich um eine Art Nomadismus handle (unsere typische «Wanderwirtschaft» der Bergkantone), den er als «transhumance complexe» bezeichnet. – Entsprechend dem Buchtitel geht Vuia auch auf die heutigen Verhältnisse ein, die oft die alten Systeme zum Verschwinden bringen, dafür aber, infolge der vermehrten staatlichen Möglichkeiten, wirtschaftlich günstigere Bedingungen bieten. – Was aber Vuias Beitrag überdies auszeichnet und für eine vergleichende Betrachtung nützlich macht, sind die vielen sorgfältigen Einzelangaben über Arbeitsteilungen zwischen Mann und Frau, Hirt und Hirtin, über das Alppersonal, über Milchmessungen und Milchwirtschaftsgeräte, über Käsebereitung und Käse-Aufbewahrung. Wir vermerken dankbar, dass auch die Abbildungen mit französischen Erläuterungen versehen sind (im Anhang). Und ebenso dankbar möchten wir die ganz ausgezeichnete Qualität der klaren Zeichnungen erwähnen (während die Photos in der Clichierung noch oft zu wünschen übrig lassen). – Vuias Buch bildet eine willkommene und wertvolle Bereicherung des in den jüngsten Jahren öfters angeschnittenen Themas der Schafzucht und Schäferei. Wildhaber

Kleine Hinweise

Wir freuen uns, mitteilen zu können, dass der vergriffene Band von *Arnold Niederer*, Gemeinwerk im Wallis, Bäuerliche Gemeinschaftsarbeit in Vergangenheit und Gegenwart soeben in einem Neudruck wieder erschienen ist: Basel, Verlag G. Krebs, Fischmarkt 1, 1965 (91 S., 4 Taf., 3 Karten. Fr. 12.–; Schriften der Schweiz. Gesellschaft für Volkskunde, 37). Wir verweisen auf die Besprechung der 1. Auflage von Ed. Strübin, in: SVk 50 (1960) 75 f.

H. Trümpy, Schule, Volksbrauch und Volksglaube. In: Basellandschaftliche Schulnachrichten (Liestal) 1964, 72–79. – Dieser Aufsatz stellt die verkürzte Form eines Referates dar. Es lohnt sich, die gescheite – und oft recht vergnügliche – Darstellung über die Bedeutung der Schule innerhalb des volkstümlichen Lebens zu lesen; man sieht anhand der überzeugenden Beispiele voller Erstaunen, in welchem Masse die Schule vereinheitli-

[1] Eine etwas kürzere französische Zusammenfassung erschien in: VIe Congrès international des Sciences anthropologiques et ethnologiques, Paris 1960, tome II, vol. 2 (Paris 1964) 301–307: Les types de vie pastorale chez les Roumains.

chend, verflachend, moralpädagogisch, aber auch wieder neubelebend wirken kann. Recht beherzigenswert – und häufig dringend nötig – ist Trümpys Bitte an die Lehrer, «heimatschützlerische Volkstumspflege nicht mit einem echten Brauche zu verwechseln». Trümpy kennt sich in der etwas abgelegenen, künstlerisch völlig zweitrangigen, aber volkskundlich manchmal höchst ergiebigen «Literatur» des 18. und 19. Jahrhunderts ausgezeichnet aus; wenn er seinen Plan der «Volkskunde im Schulbuch» einmal realisieren wird, dürfen wir uns auf manch köstliches Ergebnis freuen.

Wir hatten im letzten Jahrgang des Archivs (S. 268) das Vergnügen gehabt, auf die nützliche und sorgfältig redigierte Schriftenreihe «Sterbendes Handwerk» (erhältlich bei der Geschäftsstelle der Schweiz. Gesellschaft für Volkskunde, Basel), die *Paul Hugger* herausgibt, hinweisen zu können. Zu den dort erwähnten drei Heften sind nun vier weitere, ebenso empfehlenswerte, anzuführen. Heft 4: *Paul Hugger*, Beim Holzschuhmacher (12 S., 14 Abb., 1964). Heft 5: *Armin Müller*, Ein Fahreimer wird geküfert, Die Arbeit des Weissküfers (23 S., 26 Abb., 1964). Heft 6: *Theo Gubser*, Die bäuerliche Seilerei (19 S., 11 Abb., 1965). Heft 8: *Paul Hugger*, Das Posthorn. Aus der Werkstätte des Instrumentenmachers (31 S., 21 Abb., 1965).

Armin Müller, Ein Fahreimer wird geküfert. Die Arbeit des Weissküfers. Basel, G. Krebs, 1964. 23 S., 26 Abb. – In der von P. Hugger umsichtig geleiteten und mit überraschenden Entdeckungen aufwartenden Reihe «Sterbendes Handwerk» (Schweiz. Gesellschaft für Volkskunde, Abteilung Film) ist das Heft 5 erschienen. Es befasst sich mit der Weissküblerei. Es gibt heute noch einen «Ostschweizerischen Weissküferverband»; er zählt drei Mitglieder, und bei einem von ihnen, dem Toggenburger Gebhard Näf, sind die Erkundigungen über diesen Beruf für das vorliegende Heft erhoben worden, und von ihm und seiner Arbeit sind auch die Photos aufgenommen worden, die zum besten gehören, was ich von arbeitstechnischen Aufnahmen kenne: klar, auf das Wesentliche eingegrenzt und jede Handbewegung so deutlich wiedergegeben, dass man in Versuch kommt, es einmal dem Meister und Könner nachzutun. Das Heft bringt kluge Bemerkungen über die Weissküblerei und den Werdegang eines Fahreimers. Es ist wieder ein Heft, an dem man seine helle Freude hat.

In der Art der von Paul Hugger herausgegebenen Reihe «Sterbendes Handwerk», welche den Begleittext zu Filmaufnahmen darstellt, hat schon zwei Jahre früher *A. Lühning* in Schleswig durch das Göttinger Institut für den Wissenschaftlichen Film Filmaufnahmen machen lassen und kurze Beschreibungshefte dazu verfasst. Lühning ist durch seine lange Sammeltätigkeit wahrscheinlich mit jeder Bauernarbeit genau bekannt und vertraut. Seine Texte geben die Arbeitsverrichtungen auf das Sorgfältigste wieder; erläuternde Zeichnungen und knappe Literaturangaben sind beigefügt. Besonders wertvoll sind die Hefte durch allgemeine Bemerkungen, welche den jeweiligen Vorgang in einen grösseren Zusammenhang stellen und ihm die geschichtliche Tiefe und die geographische Umgrenzung geben. Erschienen sind bisher (beim Institut für den Wissenschaftlichen Film, Göttingen): Mähen mit der Sichte (Westfalen. E 395/1961, 10 S.), Arbeit mit Wasserschaufel und Grabenreinigungsgerät (Holstein. E 493/1962; 13 S.), Bäuerliches Reepschlagen, Seilerei (Holstein. E 539/1963; 8 S.) und Drehen von Hartgras-Stricken zum Reetdachdecken (Schleswig. E 540/1963; 6 S.). Die Hefte sind trotz des kleinen Umfangs eine grosse Bereicherung der Literatur zur Sachvolkskunde.

Leopold Schmidt, Das Linzer Volto-Santo-Fresko im Gefüge der spätmittelalterlichen Heiligenverehrung und Wallfahrtskunst im Raum von Oberösterreich. In: *Kunstjahrbuch der Stadt Linz 1964* (Wien, Verlag Anton Schroll) 59–67, 5 Abb. – Devotionalkopien berühmter Wallfahrtsbilder boten die Möglichkeit zu «Heimwallfahrten» an Stelle der oft

beschwerlichen Fernwallfahrten. Das Volto Santo-Bild ist nicht die einzige dieser Kopien; als andere Typen finden sich der Schmerzensmann und die Schutzmantelmadonna, auch die Heiligen Sebaldus und Magdalena; teilweise sind die Devotionen durch den habsburgischen Hof gefördert worden. Das Volto-Santo-Bild verschmilzt dann mit dem Bild der hl. Kümmernis, so dass auch ehemalige Volto-Santo-Bilder heute nur noch unter dem Namen der Kümmernis bekannt sind.

Weihnachten in Vergangenheit und Gegenwart. Ausstellung des Ludwig Uhland-Instituts für Volkskunde an der Universität Tübingen, 12. Dezember 1964 – 6. Januar 1965. 30 S., 24 Abb. – Wer sich in Kürze zuverlässig über weihnächtliches Brauchtum orientieren will, wer gerne weniger bekanntes Bildmaterial aus älterer und neuerer Zeit einsehen und zur Verfügung haben möchte, dem sei dieser Ausstellungskatalog nachdrücklich empfohlen. Vier kleine, sorgfältige Aufsätze berichten über «Weihnachten in Vergangenheit und Gegenwart» (Herbert Schwedt), «Vom Adventskranz» (Hermann Bausinger), «Die Geschichte des Weihnachtsbaumes» (Rudolf Schenda) und «Schwäbische Weihnachtsbäckerei» (Elke Stein). Ausgezeichnet sind die Wiedergaben von älteren Darstellungen aus dem letzten Jahrhundert und die Gegenüberstellungen von neuem Brauch (gelegentlich hätte ich eine etwas ausführlichere Legende sehr begrüsst).

Von *Heinrich Fincke*, dessen Aufsätze zur Gebäckkunde wir schon mehrfach angezeigt haben, können wir wieder zwei Arbeiten mitteilen. Zu seinen «Beiträgen zur Kenntnis honighaltiger Gebildbackwaren» erscheint als 5. Teil «Laubinger und Leibziger Lebzelten, von Ortsnamen abgeleitete Benennungen des ausgehenden Mittelalters», in: «Süsswaren» (Werner Benecke Verlag, Averhoffstrasse 10, Hamburg 22) 8 (1964), Heft 22, 1488–1489. – Sachlich und sprachlich besonders aufschlussreich ist: «Von den Anfängen der Herstellung einzelner Süsswaren im deutschen Sprachraum», in: «Gordian» (Stormsweg 3, Hamburg 22) 64 (1964), Nr. 1535 (Mitte November); Sonderdruck 5 S., 6 Abb. In einer Tegernseer Handschrift des 11. Jahrhunderts findet sich als deutsche Glosse zu einem lateinischen Text bereits das Wort «pheforceltun» (Pfefferkuchen), dann kommen die «Biminzelter» des 13., die «Bibenzelten» des 14. und die «Lebzelten» um die Wende des 13. Jahrhunderts. Der Verfasser behandelt auch kurz – auf Grund von Paul Kölners «Safranzunft zu Basel» – die Basler Oblaten- und Lebkuchenbäcker des 14. Jahrhunderts.

Max Währen, Das Brot in frühchristlicher Zeit. Ursprung, Bestand und Einfluss auf das Mittelalter. In: «Brot und Gebäck», November 1964, 12 S., 11 Abb., 3 Tabellen. – Nachdem Währen, der sich immer mehr zum eigentlichen Spezialisten der Brot- und Gebäckkunde entwickelt, sich früher bereits mit der «Typologie der altägyptischen Brote und Gebäcke» befasst hatte, geht er nun folgerichtig zur Untersuchung der frühchristlichen Zeit, vor allem im Gebiet der Mittelmeerzone, weiter. Es ist ausserordentlich aufschlussreich, was er den geringsten Kleinigkeiten frühchristlicher Bilddokumente zu entnehmen vermag. Weil infolge der wesentlichen Bedeutung des Brotes in der christlichen Religion das Quellenmaterial umfangreicher wird, ergibt sich auch eine grössere Vielfalt der Brottypen. Diese Vielfalt wird in den Typologietabellen schön und überzeugend herausgearbeitet. Aus diesen Typen entwickeln sich dann im Früh- und Hochmittelalter die lange sich haltenden Formen der ursprünglichen Haus- und späteren gewerblichen Bäckerei.

Evel Gasparini, Il matriarcato slavo. Parte seconda: La cultura sociale (cap. IV–X). Venedig, La Goliardica, 1964. 355 S. (Istituto universitario di Ca' Foscari, Venezia, Facoltà di lingue e letterature straniere, anno accademico 1963–1964. Tiratura limitata per uso universitario). – Mit diesem Band hat Gasparini, der Slavist an der Universität Venedig, sein grossangelegtes, sich über mehrere Jahre hinziehendes Werk über das Matriarchat

im slavischen Sprachgebiet beendet. Er hat mit riesiger Belesenheit Material nicht nur der slavischen Länder, sondern auch weiterer europäischer und beinahe aller aussereuropäischer Gebiete herangezogen; ob diese sehr unterschiedlichen Quellen und Kulturen immer als gleichwertig angesehen werden können, möge dahingestellt bleiben. Der letzte Band behandelt die folgenden Kapitel: Avunkulat; Rückkehr der Braut (die Rückkehr der Braut ins Elternhaus ist nicht vom Gefühl bedingt, sondern sie gehört im ganzen slavischen Bereich zu den traditionellen Einrichtungen); Nachbarschaft (als eine Art von «verwandtschaftlicher» Verpflichtung); «ein- und zweiwegige» Dörfer; Zerfall der Gentilinstitutionen; politisches Leben; Männer- und Frauenverbände (Maskenwesen). Das Werk ist nicht nur für den Slavisten, sondern ebensosehr für den Religionshistoriker und den Soziologen höchst anregend.

Evel Gasparini, Il matriarcato slavo. Parte terza: La cultura spirituale (cap. I–VIII). Venedig, La Goliardica, 1965. 263 S. (Istituto universitario di Ca'Foscari, Venezia, Facoltà di lingue e letterature straniere, anno accademico 1964–1965. Tiratura limitata per uso universitario). – Als neues Thema bietet Gasparini eine Übersicht über die geistige Kultur der slavischen Völker; wir werden zunächst mit den religiösen Glaubensvorstellungen bekannt gemacht: mit den verschiedenen Wald- und Baumgöttern und -geistern, dann mit der eigenartigen Erscheinung des fernstehenden Himmelsgottes (wie er im Chronicon Slavorum des Helmold im Jahre 1165 mit wenigen Zeilen bezeugt ist), und mit der Vorstellung vom Fang der Erde aus einem Sandhäufchen auf dem Grund des Meeres. Anschliessend folgen Abhandlungen über die Götternamen Bog, Perun und Zcerneboch, und über die gemeinschaftlichen, öffentlichen Bewirtungen, welche mit dem Ritual verbunden sind. Das letzte Kapitel dieses Bandes stellt den Gestirnglauben in seinen verschiedenen Ausformungen dar.

Veikko Anttila, Lohenpyynti Sumisaaren karsinapadossa [Der Lachsfang im Karsinawehr von Sumisaari im Fluss Tornionjoki]. Turku, 1965. 36 S., Abb. Deutsche Zusammenfassung. (Scripta ethnologica, 19). – Die Arbeit schildert die Fischereirechte und Pachtverpflichtungen, die Fischergruppen und ihre Organisation mit dem Turnus der Fangzeiten und den bis in Einzelheiten geregelten Arbeitsphasen. Rechtlich ist die Verteilung der Beute durch das Los sehr interessant; ein Unbeteiligter wirft die ihm nicht bekannten Eigentumszeichen der Fischer auf die vorher ausgelegten Beutehaufen. Jeder Fischer erhält die unter seinem Zeichen liegenden Fische. – Ein schöner Beitrag zum Thema der «Fischereikommünen».

Ilmar Talve, J. Eenilä, Lisiä kansanomaiseen tekniikkaan [Beiträge zur volkstümlichen Technik Finlands]. Turku, 1965. 38 S., Abb. Deutsche Zusammenfassung. (Scripta ethnologica, 20). – Talves Aufsatz beschreibt das volkstümliche Kalkbrennen in Finland. Neben der Darstellung des Baues eines Kalkofens und des eigentlichen Brandes geht er auch auf die Besitzverhältnisse bei den Kalkvorkommen ein; diese Steinbrüche konnten privater Bauernbesitz sein, oder sie gehörten einer Gemeinde (und durften dann von allen Dorfbewohnern frei ausgebeutet werden). Gelegentlich bildeten auch zwei Teilhaber die «Kalkbrennergesellschaft»: der eine von ihnen lieferte das Brennholz, der andere besorgte den Herantransport der Steine und baute die Ofenanlage. Der Kalkmeiler-Erdofen dürfte durch deutsche Vermittlung im 12. Jahrhundert in den Ostseeländern Verbreitung gefunden haben. – Die Arbeit des Handsägens von Brettern und Planken wird von J. Eenilä geschildert. Es handelt sich um das Sägen mit der – bei uns auch als «Trentinersäge» bekannten – Waldsäge, die in Finland erst im 18. Jahrhundert auftaucht. Die Waldsäger waren öfters Berufssäger, welche im Akkordlohn standen.

Margarida Ribeiro, Notas e comentários sobre feiras e mercados. Lissabon, 1964. 69 S., zahlreiche Photos. Sonderabdruck aus: Boletím da Junta distrital de Lisboa, nos. 61/62, 2. Serie, 1964. – Als Nebenprodukt eines Studienaufenthaltes in Barcelos hat die Verfasserin diesen schönen Aufsatz über das Leben und Treiben auf portugiesischen Märkten

geschrieben. Zunächst hat sie sich nur für den Handel mit Vieh und Stroh interessiert, aber dann ist sie in den Bann des eigenartigen Typengewirrs geraten. So werden wir nun bekannt gemacht mit den Verkäufern von Tuch, Körben, Krügen, Gemüse, Samen, Fässern, Pferdegeschirr, Wasser; wir lernen den Verkäufer seiner eigenen Verse kennen, den Strassensänger, den Scherenschleifer, den Strassenphotographen und andere Typen, wie sie jeweils auf ländlichen Märkten von irgendwoher auftauchen. Der Aufsatz soll aber auch besonders wegen seiner frischen, unverfälschten Photographien erwähnt sein; sie zeigen gelegentlich Bauern mit ihren typischen Kleidungsstücken, und vor allem sind sie ein nützlicher Beitrag zur «Volks-Charakteristik».

Rosa Losengo, Le janas sarde. Padova, Cedam, 1963. Separatabdruck aus «Atti del Convegno di Studi religiosi sardi, Cagliari, 24–26 maggio 1962», 269–284. – Ein gut durchgearbeiteter Beitrag zum Thema der Grotten, Höhlen und ihrer Bewohner, der Feen. Es gibt in Sardinien ziemlich viele Grotten, die in der Bronzezeit als Gräber gedient hatten; sie heissen «domus de janas». Die Verfasserin geht der Frage nach, wer diese «janas» sind, was man sich unter ihnen vorstellt und welche Fähigkeiten man ihnen zuschreibt. Es erweist sich, dass sie die Formen von zwergenhaften Wesen, von Wesen mit menschlichen Ausmassen und von Riesengestalten haben können. Die Feen können weissagen (das Vorkommen der weissagenden Grottenbewohnerin müsste wohl einmal im Zusammenhang mit den ganzen Mittelmeerkulturen untersucht werden); auch das Motiv vom «Tod des grossen Pan» tritt auf (S. 282), das ja besonders typisch für Zwergensagen ist. Die Feen können sich in Tiere verwandeln, und zwar bezeichnenderweise häufig in Schlangen (nun gehören aber gerade auch die Schlagenkulte alten Mittelmeerkulturen an: Aeskulap, Schlangenkulte in Südjugoslavien). – In einem weiteren Rahmen müssten diese «janas» auch mit den «dialas» des Bündnerlandes und mit den Grottenheiligen von Kärnten (hl. Rosalia, hl. Hemma) verglichen werden.

Klaus Beitl, Die Votivbilder der Montafoner Gnadenstätten. In: Jahrbuch 1963 des Vorarlberger Landesmuseumsvereins (Bregenz 1964) 70–142, 31 Abb. – Wir haben hier eine ausgezeichnete Inventarisierung einer sakralen Kleinlandschaft im Vorarlberg, nämlich des Montafons; sie kann in ihrer klaren Durchführung durchaus als Vorbild für andere, derartige Vorhaben dienen. Zunächst werden die fünf heute noch bestehenden Wallfahrtsstätten beschrieben. Der gegenwärtig noch vorhandene Votivbilderbestand umfasst 170 Stücke, die zum grössten Teil erst aus dem 19. Jahrhundert stammen. Die folgenden Abschnitte gehen auf eine ganze Reihe von Fragen ein: die äussere und die innere Form der Bilder werden erläutert, der Aussagewert der Tracht der Votanten wird untersucht; die Darstellung des Raumes gibt Gelegenheit, auf den Dokumentargehalt einzugehen, besonders was Tanzlauben, Haustypen und Möbelformen angeht. Selbstverständlich muss auch eingegangen werden auf die Anlässe zur Votation, auf die Stifter der Bilder, auf den Einzugsbereich der Wallfahrtsstätten, und auf die Votivbildermaler, soweit sie sich aus den signierten Stücken ermitteln lassen. Den Beschluss bilden der genaue, wertvolle Katalog und eine schöne Zahl von Abbildungen. – Wir möchten bei dieser Gelegenheit auch auf einen Aufsatz von *Walter Tobler* über «Votivbilder der Innerschweiz» hinweisen; er ist erschienen im «Werk» (Winterthur) 52 (1965), Heft 4, April, 151–155; acht ausgezeichnete Photos sind beigegeben. Wildhaber

Museumsführer

Anlässlich des diesjährigen Deutschen Volkskunde-Kongresses in Marburg hat das Marburger Universitätsmuseum für Kunst und Kulturgeschichte eine ausnehmend schöne und geschmackvoll gestaltete Schau über «Dörfliche Textilkunst aus dem nördlichen Hessen» gezeigt. Ein sorgfältig redigierter Katalog – die Arbeiten hiefür wurden von *Carl Graepler*, *Alfred Höck*, *Dieter Kramer*, *Karl Rumpf* und *Irmgard Salzmann* besorgt – gibt alles Wissenswerte zu den ausgestellten Objekten: «Gesticktes und Gestricktes», 1965, 72 S., 33 Abb. auf Tafeln.

In Bukarest hat «Editions Meridiane» zwei gut gedruckte und schön bebilderte Museumsführer in französischer Sprache herausgebracht; Interessenten mögen ausdrücklich darauf hingewiesen werden. Der eine dieser Führer beschreibt die «Section d'art roumain ancien» im «Musée d'art de la R.P.R.»: 28 S. Text (verfasst von *Corina Nicolesco*), 64 Abb., 1964. – 1965 erschien «Le musée ethnographique de la Moldavie à Jassy»: 17 S. Text (verfasst von *G. Bodor*), 55 S. Abb. Neben einer Reihe von interessanten Geräten der Land- und Viehwirtschaft seien vor allem die «installations techniques populaires» erwähnt, welche den Stolz des Museums ausmachen; es handelt sich hauptsächlich um volkstümliche Pressen und Stampfen.

Das Staatliche Museum in Schwerin (DDR) hat einen vorzüglichen Katalog über bäuerliches Arbeitsgerät publiziert. Es werden darin die folgenden sechs Gebiete gezeigt: 1. Feldbaugeräte, 2. Geräte der bäuerlichen Hauswirtschaft, 3. Vom Korn zum Mehl, 4. Backen, Schlachten und Waschen, 5. Milchverarbeitung, 6. Vom Flachs zum Leinen. Die abgebildeten Objekte sind durch knappe, aber klare Erläuterungen verständlich gemacht. Aus unerfindlichen Gründen führt der Katalog drei verschiedene Titel: Aussentitel: Staatliches Museum Schwerin. Bauernkultur in Mecklenburg; Rückentitel: Bäuerliches Arbeitsgerät in Mecklenburg; Innentitel: Staatliches Museum Schwerin. Volkskundliche Sammlungen. Bearbeitet von *Ralf Wendt;* 108 S., wovon 69 Abb. auf Taf.; eine Jahrzahl findet sich nicht. – Der Katalog dürfte im Zusammenhang stehen mit den vor allem in der DDR so tatkräftig geförderten Bestrebungen zur Erforschung der bäuerlichen Arbeit und Arbeitsgeräte. Ganz besonders intensiv bemüht sich Wolfgang Jacobeit um dieses Forschungsgebiet. Man vergleiche dazu neuerdings *Wolfgang Jacobeit* und *Rudolf Quietzsch*, Forschungen zur bäuerlichen Arbeit und Wirtschaft im Institut für deutsche Volkskunde Berlin; Stand und Aufgaben, in: Dt. Jb. f. Vk. 11 (1965), Teil 1 (Festgabe für Wolfgang Steinitz) 59–82, 2 Karten, 2 Tafeln. Ferner: *Wolfgang Jacobeit*, Gedanken zur Geschichte der deutschen Volkskunde, in: Forschungen und Fortschritte 39 (1965) 115–118. Und in grösserem Zusammenhang: *Iván Balassa* und *János Regius*, Europäische Zusammenarbeit der Archive zur Geschichte landwirtschaftlicher Arbeitsgeräte, in: Agrártörténeti Szemle (Budapest) 6 (1964), Supplementum, 37–52.

Einen höchst anregenden und inhaltsreichen Tätigkeitsbericht bringt jeweils das Néprajzi Múzeum in Budapest heraus. Kürzlich ist der Bericht für das Jahr 1962 erschienen; er ist erfreulicherweise in ungarischer Sprache und in deutscher Übersetzung abgefasst (das gilt auch für die Bildlegenden): A Néprajzi Múzeum 1962. évi tárgygyűjtése. Die Sammeltätigkeit des Ethnographischen Museums 1962. In: Néprajzi Ertesítő 45 (1963) 91–183, 85 Abb. Die Zusammenstellung der einzelnen Konservatorenberichte hat *Lajos Szolnoky* besorgt.

G. B. Thompson, Spinning wheels. (The John Horner Collection). Belfast, Ulster Museum, Publication No. 168, Neudruck 1964. 52 S., 59 Abb. – Mit der John Horner Sammlung besitzt das Ulster Museum einen reichen und ausgewogenen Bestand an Spindeln, Spinn- und Spulrädern. 1952 gab George Thompson einen Katalog über dieses Material heraus, mit einer Beschreibung der einzelnen Nummern, vor allem aber mit hervorragenden Zeichnungen. Dieser Katalog liegt nun erfreulicherweise in einer Neuauflage vor.

Das holländische Freilichtmuseum in Arnhem hat schon mehrfach schöne Führer über Spezialgebiete, mit tadellosen Photographien versehen, publiziert. Zu dieser Reihe gesellt sich nun ein neuer: De oude imkerij. Verteld door *B. Jacobs* en uitgewerkt door *H. W. M. Plettenburg*. Arnhem, Rijksmuseum voor Volkskunde «Het Nederlands Openluchtmuseum», 1964. 90 S., 74 Abb. Der Text ist holländisch geschrieben. Die Bilder bringen in reicher Fülle die Belege zur Herstellung der Bienenkörbe, ihren Formen und zu den Geräten und Methoden der Gewinnung von Honig und Bienenwachs. Ein wertvoller Beitrag zur Sachvolkskunde!

Im Foyer des Beaux Arts et des Lettres in Athen wurde im Mai 1965 eine Ausstellung über volkstümliche griechische Musikinstrumente eröffnet; sie stammen aus der Samm-

lung von Fivos Anoyanakis. Er hat auch den Text zum Ausstellungskatalog geschrieben. Der Katalog erschien beim «Ministère de l'éducation nationale et des cultes»; alle Texte in griechischer und französischer Sprache; 59 S., 24 Kunstdrucktafeln. Für die Anordnung der Musikinstrumente wurde die Klassifikation von Hornbostel-Sachs verwendet. Nützlich dürfte der Index mit den griechischen Ausdrücken sein. Die Abbildungen sind schön.

Erfreulicherweise liegen auch von anderen Freilichtmuseen Führer vor. In gefälliger Aufmachung erschien in dritter Auflage der Führer durch das Museumsdorf Cloppenburg und die «Burg» Arkenstede; 1965, 74 S., zahlreiche Photos und Zeichnungen. Der Text ist verfasst von *Helmut Ottenjann*, dem Sohne des Begründers des Museumsdorfes Cloppenburg, Heinrich Ottenjann.

Drei Verfasser *(J. Schepers, Annemarie Teepe-Wurmbach, Heinrich Drake)* berichten über die Pläne und Gestaltung des Freilichtmuseums bäuerlicher Kulturdenkmale des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe in Detmold. Diese Berichte sind erschienen als 1. Sonderheft (Oktober 1964) von «Heimatland Lippe. Zeitschrift des Lippischen Heimatbundes», unter dem Tital «Das Freilichtmuseum bäuerlicher Kulturdenkmale» (44 S., Abb.; zu beziehen durch das Lippische Landesmuseum, Ameide 4, Detmold).

Ein kleines Heftchen von 24 Seiten (mit Abb.) bringt einen ersten Überblick über den im Entstehen begriffenen «Old Bunratty Folk Park» (eröffnet seit Juli 1964), in welchem Gebäude aus der Gegend um Limerick und vom Unterlauf des Shannon gezeigt werden sollen. Die Trägerin dieses jungen Freilichtmuseums ist «Shannon Free Airport Development Company». Zu beziehen durch Bunratty Castle, Co. Limerick, Eire (Preis: 2/–).

Einen gänzlich anderen Weg eines «Führers» beschreitet das Henry Francis du Pont Winterthur Museum in Winterthur, Delaware. Das Museum birgt einen kostbaren Reichtum an handkolorierten Bildern der sogenannten «Pennsylvania Germans», also jener protestantischen Siedler aus Süddeutschland und der Deutschschweiz, welche aus religiösen Gründen nach Amerika auswanderten und sich hauptsächlich in Pennsylvania niederliessen. Zu einem wesentlichen Teil sind die Bilder von protestantisch-religiösem Geist erfüllt. *Frank H. Sommer* (Head of Libraries of the Museum) hat es unternommen, 40 der schönsten, bezeichnendsten und eigenartigsten dieser Bilder auszuwählen und sie auf einem Kleinfilmstreifen farbig zusammenzustellen. Dazu hat er einen kenntnisreichen Begleittext geschrieben, der eine Fülle von interessanten Aufschlüssen vermittelt, welche in ihre Art erstmalig – und einmalig – sind. Für europäische (vor allem für deutschsprachige) Museen und Sammler bietet sich hier ein vorzügliches Vergleichsmaterial, das um so wertvoller ist, als es häufig – im Vergleich mit den europäischen Objekten – einen älteren Bestand bewahrt. Die Texte der Bilder sind im allgemeinen in unbeholfenem Deutsch abgefasst. Es handelt sich bei diesen Bildern um Schreibvorschriften, Illustrationen in Gesangbüchern, Neujahrswünsche, Taufzettel, Patenbriefe, Buchzeichen, Haussegen und Erbauungsbilder. Frank Sommer teilt sie jeweils den verschiedenen religiösen Gruppen zu: Ephrata, Mennoniten, Mährische Brüder (Moravians mit der Nazareth Hall) und Schwenkfelders. Die Sammlung ist also in mehrfacher Hinsicht auch für die deutsche Volkskunde bedeutsam. Filmstreifen und Text können unter dem Titel «Pennsylvania German prints, drawings, and paintings» bezogen werden vom Henry Francis du Pont Winterthur Museum, Winterthur, Delaware 19735, U.S.A. Wildhaber